

Immergrüne
Bücher

1915

von

Friedrich Balzani

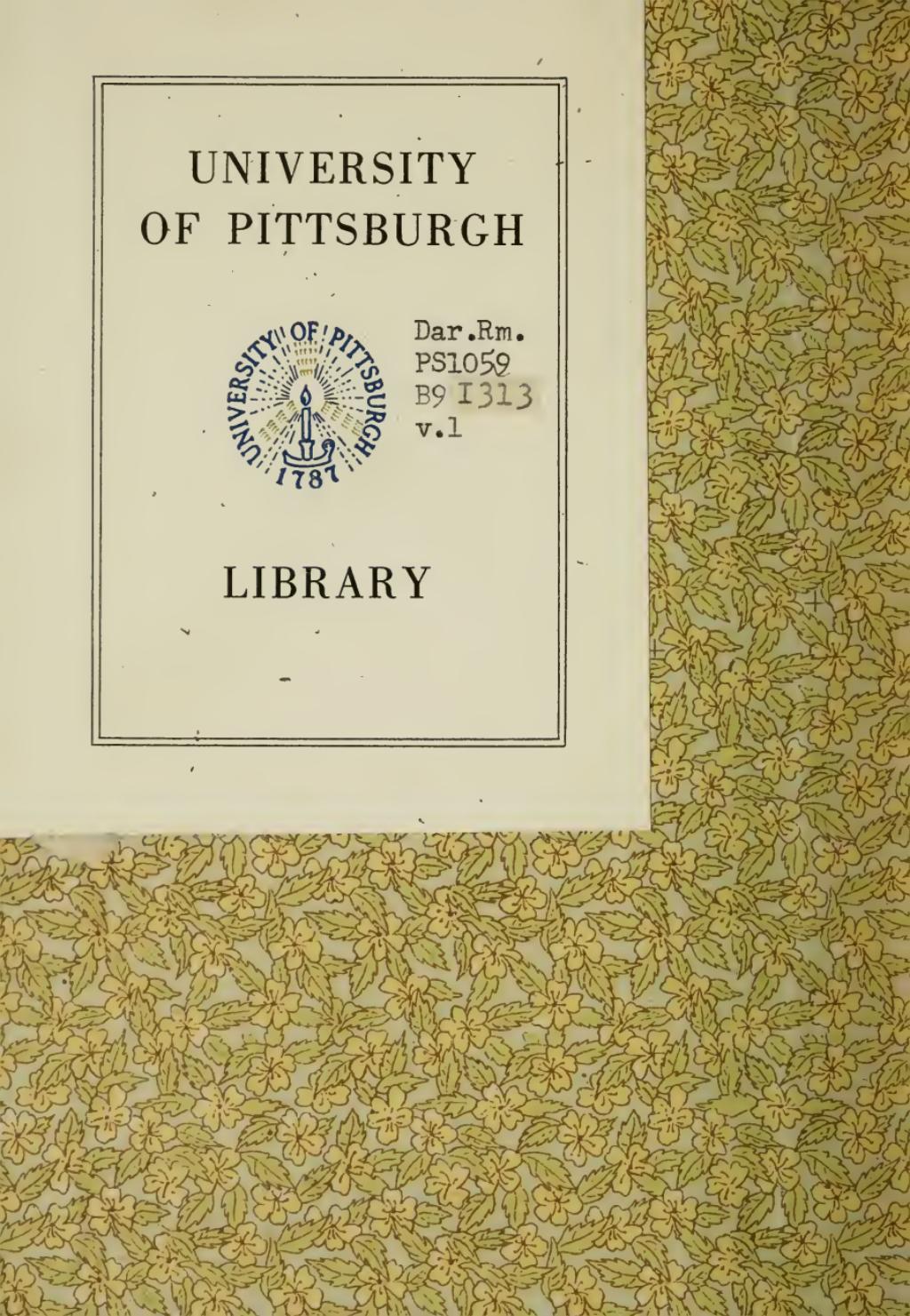
BAND

UNIVERSITY
OF PITTSBURGH



Dar. Rm.
PS1059
B9 I313
v.1

LIBRARY





Immergrün

1915

Herausgegeben
von

Friedrich Baltzer



Erster Band
Pittsburgh, Pennsylvania

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe.“

Im Flockenwallen tiefer Stille
Ruh'n Blumenleichen schneebedeckt,
Vergessen ist ihr Blüh'n;
Vergessen nicht, obwohl versteckt
In weicher Flocken schnee'ger Hülle —
Das Immergrün.

Im Liebeswallen süßer Wonne
Ruh'n Herzenswünsche ungestillt,
Vergessen bald ihr Glüh'n;
Ein Herz, das einmal eingewillt,
Ringt sich doch durch zur Lebensonne —
Wie's Immergrün.

Drum darf dein Herz auch nicht verzagen,
Noch ruh'n, bis du das Glück wirst seh'n
Zum Lohn für dein Bemüh'n;
Und müßtest du durch Welten geh'n,
Du findest doch nach all dem Jagen —
Das Immergrün. —

An den Leser.

Wenn ich es wage dieses Büchlein auszufenden, so darf ich es wohl kaum zu den Lesern kommen lassen, ohne mit einigen Worten zu sagen, was ich dabei im Sinne habe, und was ich damit will. Ich verhehle mir gewiß die Tatsache nicht, daß es ein Wagnis ist, aber wer nicht wagt, der gewinnt auch nicht. Und wer hätte noch nie das Bedürfnis empfunden in diesem Leben etwas zu gewinnen? Drum mache ich hier getrost den Einsatz, was der Gewinn sein wird, wenn überhaupt einer zu verzeichnen ist, das muß die Zeit lehren. Denn im Grunde genommen ist dieses doch die Triebfeder zu allen Unternehmungen, wenn auch der Gewinn, der den Unternehmenden vorstreckt, oft ein problematischer ist.

Ein Wagnis ist es, weil in dieser Übergangszeit man nicht mehr so rasch nach einem deutschen Buche greift, wie vor Jahrzehnten. Diese Tatsache macht es vornehmlich zu einem Geschäftswagnis. Allein wenn ich selber es übernehme, wird sonst niemand, falls es fehl schlägt, darunter zu leiden haben. Sollte aber dabei ein Gewinn herauskommen, so weiß ich im Voraus, daß derselbe in klingender Münze ein sehr bescheidener sein wird.

Ein anderes Wagnis wäre das vom literarischen Standpunkt. Da gebe ich freilich der Hoffnung Ausdruck, daß das Unternehmen nicht vergeblich sein möchte. Kurz gesagt, sollten die Leser es nicht bereuen, das „*Immergrün*“ sich angeeignet zu haben, so bestätigen sie damit, daß es für sie ein Gewinn war, und das wäre dann mein höchster Lohn. —

Seit Jahren hat sich das Leben für mich also gestaltet, daß ich in stillen Feierabendstunden mich in aller Bescheidenheit der leitenden Hand der Muse anvertraut habe, und da ist mir so manches in die Feder geflossen, das nicht die flüchtige Laune geboren hat, sondern — ich darf es wohl sagen — das mir von dem innersten Bedürfnis nach Mitteilung diktiert wurde. Es war nicht eine bloße Zeitvertreibung, welcher ich mich hingab, denn wir haben in der kurzen Spanne Zeit, die wir durchleben, keine Stunde übrig, um sie rein totzuschlagen, wie man das wohl nennt. Das ist eines Christen stets unwürdig. Die Schrift sagt: „Kaufet die Zeit aus“, und dasselbe sagt der Altmeister Goethe:

„Gebraucht der Zeit, sie flieht so schnell von Ihnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.“

Dieses Bedürfnis, der Zeit einen geistigen Gewinn abzujagen, auch unter den widerlichsten Verhältnissen, beselte mich mehr und mehr. Eine Frucht meiner Feierabendstunden war meine Gedichtsammlung, die vor etwas über Jahresfrist im Buchhandel erschien. Möge dieses Büchlein nun als eine weitere Frucht meiner Musestunden von den Lesern angesehen und gütigst aufgenommen werden. —

Der Titel, den ich dem kleinen Bande an die Stirn setze, deutet nicht an, daß der Inhalt des Bandes einen bestimmten Zweig der Wissenschaft vertreten soll, noch daß er in einem besonderen Gebiet der Belehrung und Erbauung seinen Zweck suche, sondern ich möchte damit vielmehr dem poetischen Gehalt vollen Spielraum lassen, und es dem werten Leser überlassen, ob der Titel recht gewählt ist.

Daf ich auch einiges in der englischen Sprache bringe, wird wohl kein Fehler sein, noch mißverstanden werden, denn ich möchte eben auch dem Verlangen in dieser Richtung Rechnung tragen.

Ueber den Inhalt selbst habe ich natürlich nichts zu sagen, außer etwa nur den bescheidenen Wunsch auszusprechen, daß

der freundliche Leser in keiner Weise enttäuscht sein möchte über die verschiedenen Schattierungen des „Immergrün“. Je nachdem das Licht es trifft, wird es auch seinen eignen Zauber fund tun.

Wenn ich zu Anfang von einem Wagnis redete, so will ich nun noch sagen, gelingt das Wagnis, oder meinetwegen auch das Experiment, das heißtt: findet das „Immergrün“ den erforderlichen Anklang und die freundliche Aufnahme, die ich ihm selbstverständlich von Herzen wünsche, so soll, wenn anders der treue Gott mir Leben und Gesundheit lässt, übers Jahr ein zweiter Band erscheinen, der dann bedeutend mehr dem Bild entsprechen wird, das ich von meinem „Immergrün“ im Herzen trage. Dann soll es nicht allein mein eigenstes Werk sein, sondern auch andre werden Beiträge dazu liefern, um es vielseitiger zu gestalten. Denn mir schwebt im Sinne, jährlich ein „Immergrün“ auszusenden, und da sollte es wenn eben möglich schon übers Jahr dahin kommen, daß es umfangreicher und durch die freundliche Mithilfe anderer auch reichhaltiger ausfallen möge. —

So lasse ich denn das „Immergrün“ seinen Weg antreten. Ich weiß freilich nicht, wie es ihm ergehen wird, hoffe aber, daß es viele offene Türen und Herzen finden möchte. Möge Gott der Herr es segnen nach seiner Weisheit. —

Friedrich Balzer.



Sylvester — Neujahr.

Du stiller Vöte, Altjahrsnacht,
Zum letzten Mal trittst du herein
Und schließt des Jahres Pforte zu,
Sie soll für immer zu nun sein.

Doch kaum, daß jene sich zuschloß,
Springt eine andre mächtig auf,
Gewaltig aus der Seiten Schöß
Bricht sich des neuen Jahres Lauf.

Geheimnisvoll aus dunkler Nacht
Tritt fest und kühn es auf den Plan,
Als wie ein Held, der neu erwacht,
Mit neuer Rüstung angetan,

Hält in der Hand des Lebens Buch,
Noch unbeschrieben Blatt um Blatt.
Ob Segen es dir bringt, ob Fluch, —
Das liegt bei dir, in Wort und Tat. —

Neujahrsplauderei.

Sternhell funkelt die Neujahrsnacht. Der Himmel erglänzt in einem Lichtermeer von zauberischer Pracht und Schönheit. Der Mond, der alte Geselle lächelt auf uns arme Erdensöhne herab, als wollte er sagen: was wäret ihr auch ohne mi? Und so ganz unrecht hat er ja nicht. Denn er hat eine mächtige Anziehungs Kraft und gibt den Menschen viel zu denken. Warum denn nicht in einer Neujahrsnacht? —

Wer hat nicht schon einmal, fern ab vom Lärm der Großstadt, in irgend einem unscheinbaren Dörflein, eine Neujahrsnacht durchlebt? Wer den Zauber des Schwindens der Zeit unter den Stimmen der Neujahrsnacht ungehemmt auf sich einwirken lassen möchte, der suche ein solch' von der Welt schier abgeschlossenes Dörfchen auf. Denn in der Stille und Abgeschlossenheit von allem weltlichen Verkehr erst finden wir den Stab, mit dem wir wenigstens bis zu einer gewissen Selbstbefriedigung den Gang und den Flug der Zeit meinen abmessen zu können, was im Grunde aber nichts anderes ist, als das Stillehalten einer Selbstprüfung im Angesichte dessen, der auch über den Sternen wohnt, und von dem und in dem alle Fäden des menschlichen Lebens zusammenlaufen.

Wie glitzert der Tannenwald so schön mit seinen schneefunkelnden Nadeln; wie säuselt und singt der eisige Wind so schauerlich schön durch seine Zweige! Und dort drüben im Dorffirchlein — Lichterglanz! Im schlichten Gotteshause wird noch einmal der Weihnachtsbaum angezündet, und frohe Kinder singen dem Herrn der Welt ihre schönsten Lieder. Der Orgel Ton trifft brausend die Tiefen des Herzens und der Seele,

die dem kalten Verstand oft verschlossene Rätsel bleiben. Hier ist der Schlüssel, der solche Tiefen vermag zu erschließen, es ist die Neujahrsnacht! Auf schneebedeckter Flur im Glanz des Mondes und der funkelnden Sterne, unter dem Rauschen und Brausen von heiliger Musik, dem Flug der Zeit zu lauschen, das weckt die Seele, das schließt das Herz auf also, daß wir der wunderbaren Macht, die mit unsichtbarer Hand den Schlüssel des Lebens an unser Wesen legt, nachdenken — und, siehe — solch Sinnen und Denken gibt uns der Wirklichkeit und der Wahrheit wieder. —

Ueber die Macht der Musik ließe sich ein langes Kapitel schreiben, denn sie ist so alt wie die Menschenseele. Von jeher hat die Musik bewiesen, daß ihr hauptsächlichster Charakterzug — wenn ich so sagen darf — der Geist der Befreiung und der Erlösung ist. Wir haben das Wort, die Sprache um den Seelenempfindungen Ausdruck zu verleihen. Das hat sonst kein anderes Geschöpf. Aber noch mehr, wir besitzen entschieden die göttliche Kunst, unsren innigsten Seelenstimmungen in erhöhter, gesteigerter Weise Ausdruck zu geben, und das tun wir durch die Kunst der Musik und des Gesanges. Diese Kunst erhebt und befreit uns in dem Maße von den Fesseln des Erdenlebens, als wir imstande sind und die Gaben und Fähigkeiten besitzen, uns derselben zu ergeben. Dies war denn auch der leitende Charakterzug, dem Wagner seinen Ruhm und durchschlagenden Erfolg für alle Zeiten zu verdanken hat, denn er verschaffte — besonders stark und charakteristisch in seinem „Parsifal“ — dem Erlösungsgedanken die größte Geltung, und damit gab er einer richtigen Auffassung der Musikkunst eine weltumfassende Bedeutung und Verbreitung.

Wohl „Nur des Glaubens Flügel trägt hinüber“, aber wenn es nicht oft um die Flügel des Gesanges und des Klanges wäre, unsre Glaubensschwingen würden sich nicht rühren noch erheben, sondern würden kraftlos an dem „Gewand vom Staube“ herabhängen. Denn was eine wohlgesetzte, schwung-

volle Rede, die doch wohl das gewaltigste Mittel zur Erweckung vom Seelenschlaf ist, oft nicht fertig bringt, obschon sie wie ein gewaltiger Strom durch die Macht der Logik viele momentan mit fortreift, das gelingt dann der Königin der Instrumente, der Orgel, oder auch einem schlichten Liede, das die Seele umsingt und umklingt und auf ewig gesangen nimmt, während der Verstand auf sich selbst gestützt, rüchholtlos seine innere Haltlosigkeit empfindet und in sich selbst zusammen bricht. —

Beim Jahreswechsel wird das Herz vieler weich und empfänglich. Ich gebe freilich zu, bei vielen ist es auch umgekehrt. Tollkühn und ausgelassen werden sie. Allein ich habe auch schon beobachtet, daß besonders solche Naturen, die im gewöhnlichen Leben von Lebenslust und Frohsinn übersprudeln, in der Neujahrsnacht beim letzten Glöckenschlag des Jahres, wenn sie allein gelassen werden, sinnend und träumend am Kaminfeuer sitzen können. Dem Freunde erschließen sie dann oft geradezu herrliche Tiefen des Seelenlebens. Wie fernes Harfenspiel klingt es aus dem tiefen Grunde der Vergangenheit zu ihnen herauf; wie das Rauschen eines Baches, dessen Murmeln und leises Plätschern einst den Jüngling, die Jungfrau, im dunklen Wald ergözte, — so rauschen geheimnisvoll die Stimmen der Neujahrsnacht in ihre Seelen hinein, und klingen aus wie ein schöner Kindheitstraum. Das ist alles einmal dagewesen, — und kommt nie wieder! —

Es sind schon viele Jahre her, und es war draußen im damaligen weiten Westen, da lag auf endloser Prärie ein kleines Dorf im tiefen Schnee. Im Zentrum des Dörfchens stand auf einer Anhöhe weithin sichtbar die Hochschule, oder das College, wie es auch genannt wurde. Und als die Sylvester-nacht hereinbrach und der Sturm über die Ebene jagte, da folgten wir der freundlichen Einladung des Musikkärrers. Warum auch nicht? Das kam selten vor und war in der Tat ein Ereignis von hervorragender Bedeutung für uns, die wir weit von der Heimat entfernt, dem neuen Jahr mit Spannung ent-

gegen sahen. Stand uns doch nicht nur ein durch heitere Musik gewürzter Abend in Aussicht, sondern auch noch andere Genüsse, doch von denen wollte ich hier nicht erzählen.

Wie schnell war aber der Abend entflohen, und wir mußten aufbrechen. Wohin? Nach einem Abend von Lust und Freude, wo die Weisen froher Lieder noch in unsern Seelen nachzitterten, in die kalten, unfreundlichen Studierzimmer? Nein, da wollten wir und sind wir auch nicht hingegangen; wie prosaisch, wie trostlos wäre das gewesen! Aber was meinen Sie wohl, wo wir das neue Jahr begrüßten? Im Kerker? Im Karzer? Nein, und doch tief drunten im Erdgeschoß des Collegegebäudes. Da saßen wir auf Kisten und Kästen neben den mächtigen Kohlenhaufen und schauten in die rote Glut des Furnace. Da tauschten wir unsere Zukunftsträume aus. Draußen aber tobte ein Schneesturm, und der Wind rüttelte an dem großen Hause, daß es in seinen Grundfesten schier erbebte.

Von den Träumen aber haben wir in späteren Tagen nicht mehr erlebt, als daß es eben — Träume waren und auch blieben. Denn wie so ganz anders hat sich das Leben für uns gestaltet! Aber wenn ich an jene Neujahrsnacht zurückdenke, in der viel die Rede war von Musik und Gesang, so weiß ich dennoch nichts Edleres und Herrlicheres in dem Reiche der Künste für ein junges Menschenherz als das Lied, das deutsche Lied. Denn wie manchen hat Frau Musika schon vom sicheren Untergang in den tobenden Sturmwellen der Zeit gerettet, die auch am Sylvesterabend sich nicht endgültig schmiegen und glätten, sondern erst wenn der letzte Abend über die Welt hereinbricht, und der Herr allen Erdensürmen sein „Schweig und verstumme“ zuruft. — Und doch?! — — —

Als Knabe hatte ich einen jungen Freund. Vor vielen Jahren sah ich ihn einst wieder. Er hat um Aufnahme bei mir, um sich in dem Studium der deutschen Sprache zu üben. Er war Amerikaner, Tennessee war sein Heimstaat. Seine betagte Mutter war eine hochseine gebildete Südländerin, die ihren

jüngsten Sohn mit aller Hingebung liebte. Er selber hatte eine vortreffliche Bildung genossen. Yale war seine Alma Mater. Auch war ihm die Musik nicht fremd geblieben. Wenn er seine Guitarre zur Hand nahm, und er mit seiner melodiösen Stimme einfiel, — wenn ich so dran denke, dann tut es mir heut noch leid um ihn.

Doch, — ein Auftritt erfolgte und endete mit gänzlicher Verknirschung des armen Menschen. Ich vergesse das Bild nie. Da saß er auf meinem Pianosessel, die Tränen ließen ihm an den zu früh gerunzelten, aschfahlen Wangen herunter. Leise rührte er die Tasten, und mit erstickter Stimme sang er unter Schluchzen: "Way down the Swancee River". Dann wandte er sich um zu mir und meinte: "I wish I had my guitar, it might make me feel better, if I could plunk it." Dann sang er ein Lied, das er selbst komponiert hatte. Plötzlich aber brach er ab und sagte: "I can't help it, Fred; I am lost! Just like Cousin Dick. Whiskey has done it and will finish me."

Er war nämlich ein, zwei, drei Tage ausgeblieben. Am letzten Tag des alten Jahres 1888 kehrte er wieder. Wo war er gewesen? Was hatte er getan? Meine Uhr, meinen Verlobungsring, den ich zeitweise abgelegt hatte, seinen Ueberrock, und wer weiß was noch alles, hatte er versezt; mir X Dollars aus der Lade genommen und mich um X Dollars betrogen! Wo war er gewesen? Das, lieber Leser, erspare mir mitzuteilen.

Nicht einen jeden vermag die Musik vor dem Verderben zu bewahren. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Aber oft und immer zu Neujahr denke ich an ihn. Wo mag er sein? Was mag aus ihm geworden sein? Lebt er noch? Oder deckt ihn längst das Leichtentuch des Winters zu? Ich weiß es nicht. —

Ich weiß aber, daß wir noch einer andern Macht bedürfen, um uns vom Verderben zu retten, als die Macht der Musik. Bei meinem Jugendfreund hat sie es nicht vermocht. Ja, leider ist sie oft gerade die Ursache zu einem liederlichen Leben, das dem

füheren Verderben in die Arme treibt. Und diese andre Macht ist — die Gnade Jesu Christi. Wenn alles wankt und weicht, wenn alle Stränge brechen, wenn Jahre kommen und gehen, wenn des Jahres letzter Glöckenschlag uns mahnt an das Rasen der Zeit, an Vergänglichkeit, Ewigkeit, Richter und Tod — dann rühme die Gnade des Herrn, denn „sie währet von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ —



Leise, leise!

Leise, leise
Himmelsweise,
Hocherhabner Seraphchor,
Laß erklingen
Bei dem Singen
Vor des Himmels Perlenthör.

Singe Psalmen,
Leg die Palmen
Und die Lilien rein und weiß
Vor Ihm nieder,
Der uns wieder
Bieht in seinen Weihnachtskreis.

Allen Welten
Soll sie gelten
Jene Botschaft, engelrein
Klingt's den Ohren:
„Christ geboren“.
Rettet dein, ja ewig dein. —



Weihnachtsflüstern.

○ die liebe, süße Weihnacht! Wer wollte auch dran zweifeln, daß es eine liebe, süße Zeit ist? Je älter man wird, je besser lernt man das verstehen. Wenn schon mancher rauher Sturm einem um das Haupt gefahren ist, wenn man schon manche liebe Hoffnung mit blutendem Herzen zu Grabe getragen hat, dann denkt man so gern und mit stillem Glück an die liebe, süße Weihnacht zurück, die man als Kind daheim im Familienkreis verleben durste.

* * *

Wo wäre auch in diesen Tagen ein echtes deutsches Heim, ein Haus, in dem nicht allerlei Flüstern zu hören gewesen wäre? Ueberall steht man die Köpfe zusammen und schmiedet heimlich Intrigen, natürlich der harmlosesten Art.

Da seh ich den vielgeplagten Gatten und Hausvater am letzten Tag vor der heiligen Nacht zu sich selber flüstern, und sein Flüstern klingt fast wie ein Seufzer: ach, was soll ich armer Wurm ihr nur schenken! Ich weiß gar nichts, aber auch gar nichts. Es ist schrecklich! Und in der Verzweiflung kaust er noch in letzter Stunde ein Portemonnaie, in der Verstreitung vergißt er aber das \$20.00 Goldstück miteinzulegen.

Und so flüstert es weiter im Hause. Die treue Gattin, die Mutter der Kinder, treibt ein heimlich Flüstern mit dem strengen Herrn Papa über die beim St. Niklas anzuschaffenden Geschenke für die Kinder. Und auch diese sind schon eingeweiht und üben sich im Flüstern, allerlei Geheimnisse werden von Vater und Mutter im Flüsterton besprochen. ○, es ist eine liebe, süße Zeit.

* * *

Während ich da sitze und schreibe, knistert der Schnee am

Fenster, das der König Winter so allerliebst mit Blumen bemalt hat. Und des Winters Hauch, der vom Norden her bläst, jagt die kleinen glitzernden Schneeflöckchen, die wie Diamanten funkeln, wieder weg vom Fenster.

„Ach,“ flüsterte ich, „der rauhe Geselle. Warum läßt er sie nicht? Kaum ist das Flöckchen zitternd vom Himmel gefallen da wird es auch schon von einem Windstoß verjagt.“

Auch die Schneeflocken, die Wundersterne, müssen vergehen, aber der „Stern aus Jakob“ nicht, dem wir in kalter Winternacht huldigen. Er glänzt und leuchtet ewig fort. —

* * *

„Was ist denn das an meiner Tür? Ich, sind das nicht Stimmen, die ich höre? Es flüstert jemand. Horch, wie geheimnisvoll es klingt!“ Und als ich die Tür aufmache, da stehen zwei Kinder draußen im tiefen Schnee. Das Licht aus dem Zimmer fällt auf die fröhlichen Kinder, und läßt die Schneeflocken blicken, die dicht über den Knaben und das Mädchen fallen. Ihre Augen glänzen und leuchten wie die Sterne.

„Mama und Papa lassen herzlich grüßen und Sie möchten diesen Korb mit seinem Inhalt einem armen Kinde bringen.“ „Gedenket der Armen!“

* * *

Ich habe einmal zu Weihnachten ein Flüstern gehört, das war schön. Fern ab von meiner Wohnung lag ein Kranker. Es war ein hochbetagter, ehrwürdiger Greis. Seit einiger Zeit hatte ich ihn im Gottesdienste nicht mehr gesehen, wo er sonst nicht fehlte, so lange ihn seine Beine noch trugen. Da blieb er weg. Nun war es Weihnacht geworden, und er war nicht zum Fest gekommen.

Als ich zu ihm in das einfache, aber so liebliche Krankenzimmer trat, hatte es seine Familie nicht unterlassen, ihm ein kleines Bäumchen zu schmücken. Er wollte es so haben, er wollte noch einmal die Lichtlein sehen und den Duft der Tanne genießen.

Seine ganze Familie, Kinder und Kindeskinder waren um ihn versammelt wie um einen Patriarchen, der zu seinen Vätern versammelt werden sollte. Gegen Abend wurde sein Zustand sehr bedenklich, und er selber fühlte, daß seine Stunde wohl geschlagen habe, was er auch ohne Furcht vor dem Tode den Umstehenden mitteilte. Nicht nur wollte er den Lichterglanz noch einmal sehen, sondern eine kleine Weihnachtsfeier sollte an seinem Bett abgehalten werden. Mit welch einem verklärten Blick der Freude lauschte er nun der Weihnachtsgeschichte nach Lukas 2, 1—14.

Als das Gebet zu Ende war, wollte er sprechen, aber seine Stimme hatte ihm schon seit dem frühen Morgen versagt. Doch mit Anstrengung aller ihm noch zu Gebote stehenden Kräfte brachte er es fertig zu flüstern. Und siehe da, er flüsterte den wunderschönen Vers der Bibel:

„Herr, nun läßest Du Deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“

* * *

Auch das war eine liebe, süße Weihnacht und das Flüstern einer erlösten Seele. —



Wo ich als Kind.

Wenn mich in heil'ger Weihnachtszeit
Der Tannenduft so süß umweht,
Dann möchl' ich in die Heimat zieh'n,
Wo ich als Kind einst sprach mein erst Gebet.

Im Geiste bin ich doch zu Hause,
Schmieg mich an Mutters Schoß entlang,
Hör' zu, wie sie vom Heiland singt,
Wo ich als Kind mein erstes Liedlein sang.

Im Glanz der Kerzen strahlt mein Aug',
Hör' dann, wie Vater liest die Mär
Vom Kindlein uns zum Heil gebor'n,
Wo ich als Kind erhielt die erste Lehr'.

Wenn ich in sel'ger Weihnachtszeit
Im Geist nur seh' der Kerzen Schein,
Möcht ich in jene Heimat zieh'n,
Wo ich als Kind darf bei den Engeln sein. —



Effie van Laer

Erstes Kapitel.

Glückliche Kinder.

„Ich will eine Puppe haben, die schlafen kann. Ich will. Ich habe St. Niklas das geschrieben.“

„Ja aber wenn er es nicht tut, was dann, Effie? Dann schenke ich dir eine.“

„Du? O Chester, wo willst du eine Puppe hernehmen? Jungens haben keine Puppen. Die kann nur der St. Niklas bringen. Sieh, ich will dir einmal etwas sagen. Ich war neulich mit Mama in dem St. Niklas-Laden, da hab ich gesehen, wie er den Kindern droht. Und er hat einen Stock, und dann hat er o so schöne Puppen lieb gedrückt, und dann hat er wieder so schöne Sachen gemacht für die Kinder, die er morgen bescheren will. Du weißt doch, morgen ist Weihnacht? Und dann nahm er aus einem großen Kasten einen Hammer und eine Säge, und einen Hobel, und ein, ein, ein, — o ich weiß nicht wie man es nennt, aber es war so ein scharfes Ding, da hat er immer mit dem Hammer drauf geschlagen, und bald hatte er ein Loch durch's Brett. Ja, und da hat er so schöne Schlitten gemacht für Jungens wie du. Möchtest du einen Schlitten haben? Ich will eine Puppe haben, die schlafen kann, ich will. Aber Mama sagt mir nichts von all dem, was St. Niklas hat. Ich möchte doch nur erfahren, warum er meine Briefe nicht beantwortet. Ich habe ihm schon im Juni-monat zehn bis einen geschrieben.“

Bei Effie galt kein anderer Monat etwas, als nur der Juni; und mit den Zahlen stand sie beständig auf dem Kriegsfuß. Ob es daher kam, daß sie im Juni das Licht der Welt erblickt, oder ob es sonst einen Grund hatte, das läßt sich ja nicht ergründen. Genug, wenn sie eine Zeitangabe machte, dann war es Juni, und wenn es erst gestern gewesen wäre.

Obiges Gespräch nun fand zwischen Effie van Laer und Chester Masten statt. So flott und fließend konnte Effie ihre kleinen Zunge bewegen, und die Worte perlten nur so aus ihrem kleinen, runden, unschuldigen Kindermäulchen hervor, daß Chester kaum eine Gelegenheit fand, auch nur ein Wort als Antwort zu finden. Doch er vergaß den Faden ihrer langen Rede keineswegs. Er mochte gut fünf Jahre älter sein als Effie, und obwohl er längst hinter die Geheimnisse gekommen war, die den alten St. Niklas umgeben und die Kinderwelt um Weihnacht so mächtig beeinflussen, so meinte er doch:

„Wenn St. Niklas dir keine Puppe bringt, so brauchst du es morgen mir nur zu sagen, dann werde ich schon für dich eine Puppe besorgen, die schlafen kann. Und, ja gewiß, ich hätte gern einen Schlitten, aber wenn es dann keinen Schnee gibt, was dann? — Warum St. Niklas deine Briefe nicht beantwortet? Aber Effie, der schreibt ja keine Briefe. Nur in den großen, bunten Zeitungen drückt er Briefe ab, sagt meine Mama. Wenn er aber unsre Wünsche morgen erfüllt, dann hat er eben doch deine Briefe beantwortet, meinst du nicht auch?“

„Ich will eine Puppe haben, die schlafen kann, das ist's, was ich will.“

Damit stand Effie auf und ging zu ihrer Mama; auch Chester Masten erhob sich von dem Fußboden, auf dem sie beide vor dem Kamin gesessen hatten, und sagte:

„Ich gehe jetzt nach Hause. Es wird schon dunkel. Leb' wohl, Effie.“

„Leb' wohl, Chester; morgen ist St. Niklas schon da ge-

wesen, oh, wenn es doch erst soweit wäre. Leb' wohl."

Effie van Laer war ein allerliebstes Kind, das einzige der Cheleute Kurt van Laer und seiner Gattin Luise, eine geborene Stein. Die Familie van Laer war eine sehr alte und reichte zurück bis in das fünfzehnte Jahrhundert. Noch bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war es eine ebenso reiche wie hochangesehene Familie.

Ihr Sitz war in Schleswig-Holstein „meerumschlungen“ an der dänischen Grenze. Der Urgroßvater unsrer Helden, der kleinen Effie, verlor durch Treulosigkeit anderer alle seine Güter, sodass seine Familie sich nicht mehr auf die Güter und Schlösser der Alten verlassen konnte. Etliche Söhne und Töchter wanderten daher teils nach Nordamerika, teils nach Australien aus. Effie's Großvater zog Nordamerika vor und landete als ein junger, kräftiger Mann vor vielen Jahren im Neuhörker Hafen.

Obwohl er die Mühseligkeiten und die Kämpfe ums Dasein bitter kennen lernte, so ließ der aufgeweckte Jüngling es sich dennoch nicht verdrießen und sagte sich: hier in der neuen Welt werde ich es durch Fleiß, Ehrlichkeit und Ausdauer eher zur Selbstständigkeit bringen wie drüben. Und es glückte ihm, freilich erst nach jahrelanger schwerer und harter Arbeit.

Die van Laers waren alle mehr oder weniger künstbegabte Menschen. Besonders Maler und Musiker hatte ihr ferngesundes Geschlecht aufzuweisen. In den Kunstabakademien Deutschlands finden wir heute noch Produkte der Malerei eines Peter van Laer aus dem fünfzehnten Jahrhundert, alte Werke, die bedeutenden Wert besitzen.

So war denn auch der Großvater ein wenig von den Musen begünstigt worden. Musik war sein Fach. Obwohl er gerade keine klassische Bildung in der Kunst genossen hatte und sie auch in Neujork, der mißlichen Verhältnisse wegen, nicht fand, so hatte er sich doch durch Fleiß und Ausdauer auf dem Piano eine gewisse Fertigkeit erworben, und spielte seinen

Beethoven und Mozart ganz passabel. Auch hatte er es in der Musiktheorie und Harmonie so weit gebracht, daß er je und dann sich in Klavierkompositionen für Kinder versuchte, die dann auch immer netten Absatz fanden. Doch das alles erst, als er es zur Erreichung seines Ideals gebracht hatte, nämlich zur Etablierung eines Kunstmagazins. Die Malerei und Musikfunktion fanden in ihm den sorglichsten Pfleger. Zudem brachte er es endlich auch zu einer Pianofabrik, die viele Jahre im Osten unseres Landes einen guten Ruf hatte. —

Die Großeltern waren unlängst gestorben. Der Sohn, Kurt van Laer, Effie's Vater, war unterdessen Kunstmaler geworden und hatte sich schon seit Jahren in New York niedergelassen, wo er sich mit seiner liebenswürdigen Gattin in der besten Gesellschaft bewegte.

Die kleine Effie war natürlich der Eltern Herzblatt, und da es bald Weihnacht war, wollten sie ihrem Kinde große Freude bereiten.

Endlich war also der heilige Weihnachtsabend da. Trotzdem, daß die Eltern gute amerikanische Bürger waren, hatten sie doch die schöne deutsche Sitte der Weihnachtsfeier in der Familie beibehalten und alle Jahre ihrem Töchterlein einen strahlenden Christbaum beschert. Nur eins war etwas in den Hintergrund getreten, die gläubige Verehrung des Jesuskindleins. Die Eltern schienen der heiligen Sache etwas entfremdet zu sein. Es fehlte der Feier das christlich gläubige Gepräge, darum konnte die Freude des Kindes auch meist nur in äußerlichen Dingen liegen. —

Selbstverständlich lag eine Puppe, die „schlafen konnte“, unter all den Spielsachen der Kleinen, die sie als Erstes mit lautem Jubel ergriff und stürmisch an ihre Brust drückte.

Aber noch eine andre Freude hatten die Eltern ihrer Effie bereitet. Sie hatten nämlich auf Effie's ausdrücklichen Wunsch in diesem Jahre den Chester Masten eingeladen, an der Feier des Abends teilzunehmen. Und als der kleine Held ein-

trat, fand er auch für sich unterm Lichterbaum einen Platz reserviert, wo ein prächtiger Schlitten seiner wartete. Das war eine Freude für ihn und Effie, denn sie lachte und jubelte:

„Siehste wohl, der alte St. Nillas hat doch geantwortet.“

Chester Masten war ein Prachtknabe von dreizehn Jahren. Er war ein blonder Lockenkopf, aus dem zwei prächtige blaue Augen wie zwei Sterne leuchteten, die hell und klar und dankbar zu den Gebern des schönen Geschenkes hinüberschauten. Chesters Eltern wohnten gerade gegenüber von van Laers. Sie waren eigentlich arme Leute im Vergleich zu den van Laers. Der Vater des Jungen war unten am Broodwach ein Angestellter in einer Bank und nährte sich redlich und mühete sich ab, seine ziemlich große Familie zu erhalten. Chester war der jüngste in der Familie. Doch das hielt unsere Effie, die ja das Glück hatte in sehr guten Verhältnissen aufzutwachsen, nicht ab mit Chester die innigste Kameradschaft zu pflegen. Sein ganzes Neuzere stand in Kleidung und im Benehmen beträchtlich ab gegen Effie. Allein, er schien sich trotzdem heute Abend wohl zu fühlen in dem glänzenden Raum, der von dem Christbaum und den prächtigen Handelabern an der Zimmerdecke hell erleuchtet war.

Nachdem die Kinder zur Genüge ihre Geschenke betrachtet und bewundert hatten, und der erste Freudenrausch vorüber war, nahm die Feier eine andre Wendung.

Van Laers waren auch große Musikfreunde und Frau van Laer eine brillante Pianistin und Sängerin. Es war daher wohl begreiflich, daß ihre Effie von so künstlerisch angelegten Eltern ein reiches Maß der Musengabe empfangen hatte, und das zeigte sich schon deutlich in ihrer Kindheit. Und was noch besser war, ihr kleiner Herzensfreund war auch musikalisch angelegt. Er sang in einem Knabenchor in einer Kirche und war dort einer der besten Sänger.

Frau van Laer setzte sich an den Flügel und präludierte das herrliche Andantino aus Mozarts Fantasie Sonate Op. 2.

War es auch sogenannte profane Musik im Vergleich zu Händels Ouvertüre zu dem Messias oder zu seinem Pastorale, so klang doch der Jubel aus jedem Akkord hervor, und Frau van Zaer wurde selbst durch den ersten Satz des Andantino, den sie schon so oft gespielt hatte, wie elektrisiert, denn plötzlich brach sie ab, und, die Sonate von vorn beginnend, klang die Einleitung zu dem großartigen Adagio wie ein Appell an das Sünderherz, sich zu öffnen, sich zu ergeben. Es muß die Spielerin etwas Nehnliches bewegt haben, denn es war ein seelenvolles Spiel; so hatte sie das Andantino noch nie zuvor gespielt. Es war hinreißend. Ihre schönen dunklen Augen blitzten, ihre Wangen glühten von innerem Seelenfeuer. Nun beugte sie sich nach vorn mit halbgeöffneten Lippen, als wolle sie den Tasten etwas Liebes, etwas Kostendes zuflüstern; dann wieder hob sie mit plötzlichem Rucke ihr Haupt hoch empor; wie träumend blickten die weit geöffneten Augen in die Ferne, und die zwei niedlichen Locken, die sich immer wieder aus ihrem dunklen Haare auf den weißen Nacken hervorstahlen, waren verschwunden. Träumerisch blickte sie empor, als habe sie vergessen, daß sie noch unter Menschen weile. Ihr Gatte saß wie gebannt. Die Kinder, Effie und Chester, hatten ihre Spielsachen liegen lassen und standen nun rechts und links lasshend am Flügel. Besonders Effie hatte ihr kleines Köpfchen an den Flügel geschmiegt und schaute traumverloren zu ihrer Mama auf. Aber Mama achtete weder auf sie, noch auf die andern, bis der Schlußakkord verklang, da wachte sie gleichsam auf und mit ihr ihre Umgebung.

„Aber, aber! Kinder, was steht ihr denn hier, warum spielt ihr denn nicht?“

„Ah Mama, spiel noch einmal so schön, es war so wunderschön! Bitte, nur noch einmal!“

„Kind, das brächte ich nun vielleicht nicht wieder fertig, denn das geht nicht immer so. Wie habe ich denn gespielt? Hör' Kind, ich will dir etwas sagen: Chester und du singt

noch das schöne Weihnachtslied von Onkel Fritz, dann hören wir für heute Abend auf, und ihr geht dann wie liebe Kinder zu Bett. So, nun kommt her, ich spiele die Einleitung.“ Frau van Laer intonierte die Begleitung und die Kinder sangen, Effie erste und Chester zweite Stimme, folgende Strophen:

Hört ihr wohl die Glocken klingen,
Hell und klar?
Wunderbar
Wie ihr Klang die Seele durchdringen,
Wie von den gewalt'gen Lönen
Das Gemüt
Tief durchzieht
Süßes, heil'ges Weihnachtssehnen.
Glocken klingen, Engel singen:
Dir sei Lob,
Großer Gott,
Alle Welt soll Dank Dir bringen.
Und die Welt, die einst verloren
Singet heut
Laut vor Freud:
„Uns ist heut der Herr geboren.“ —

Sonderbar, so ein Lied in van Laers Haus! Nun, ja, wenn die Menschen Weihnachtslieder singen wollen, dann müssen es eben solche sein, die sich auf das Jesuskindlein beziehen. Andere gibt es eigentlich gar nicht. Alles andere gehört mit Recht nicht hinein in die Weihnachtszeit. Zeugte es darum nicht von einem tiefen, vielleicht noch schlummernden christlichen Gefühl bei den Eltern Effie's? —

Den Eltern war es auch ganz eigen ums Herz geworden, als das einfache Lied so allerliebst in kindlicher Weise gesungen war, und es klangen in ihrem Sinn und Herzen noch lange die letzten Worte nach:

„Und die Welt, die einst verloren,
Singet heut
Laut vor Freud:
„Uns ist heut der Herr geboren.“ —

Doch wer vermöchte ihre Empfindungen zu schildern?

Chester wollte heim. Effie sollte zu Bett. Aber das ging nicht so schnell wie an einem gewöhnlichen Abend. Erst mußten die Geschenke noch einmal beschenken werden.

„Ach die glücklichen Kinder! Sie waren sich in Liebe zugetan. Die große reine Kinderliebe hatte die Kinder zusammen geführt. Als sie nun im Nebenzimmer waren, zeigte sich das so recht in ihrem Benehmen. Chester wurde so von der Liebenswürdigkeit der van Laers hingerissen, daß er sogar seinen Gefühlen Effie gegenüber Ausdruck verlieh, indem er ihren dunklen Kopf, in dem die sanftesten braunen Augen vor Freude strahlten, zwischen seine Hände so zärtlich, wie es eben gehen wollte, nahm, und mit seinen blauen Augen das kleine Ding herzinniglich ansah und sagte:

„Effie, ich freue mich über dich, ich habe dich schrecklich lieb. Hast du mich auch so lieb?“

Das liebe Kind hatte gerade ihre schlafende Puppe im Arm. Effie drückte sie noch fester an ihre liebende Brust und sagte mit ihrer süßen Stimme:

„Gewiß, ich habe dich lieb, Chester. Ich habe dich viel lieber, als den Willie Schäfer, der hat immer so schmutzige Hände.“

„Gut Effie, und wenn du eine feine, große Dame bist und singen und spielen kannst, wie deine Mama, dann wirst du meine Frau.“

„Oh, das wird sein werden! Dann koch ich dir immer nach dem Mittagessen eine Tasse Kaffee, und du rauchst eine Zigarette dazu, gerade wie Papa und Mama es machen, und — und — du kaufst mir Schokoladecandy. Du weißt, ich esse das so gern.“

„Effie, komm jetzt; du mußt zu Bett,“ rief Frau van Laer von oben herunter. Schnell ergriff Chester ihre niedliche, weiße Hand, drückte einen Kuß darauf und sagte: „Gute Nacht, Effie.“ Hierauf verschwand er draußen in der Nacht, die kalt und sternhell war. Nur ein trüber Schimmer fiel in all sein Glück,

er beklagte es, seinen neuen Schlitten morgen nicht gebrauchen zu können, denn es lag kein Schnee. Er war schnell drüber, wo seine Eltern auf ihn warteten und sich nun mit dem Knaben freuten. Bald lagen die Kinder in den Betten und süße Träume umgaukelten ihre Seelen. —

Ach ja, — die Kinder! Wie leben sie so sorglos in den Tag hinein! Das Leben huscht an ihnen vorüber wie ein holder Traum. Oft aber reden sie und tun auch Dinge, als gehörten sie zu den Alten, freilich nicht in selbstbewusster, sondern in der unschuldigsten Weise. Oft aber wirft doch ein Ereignis unschuldigster Art gleichsam Streiflichter auf das ihnen noch bevorstehende Leben. Gar oft lässt sich aus so einer Kindertat auf den späteren Charakter des Mannes oder der Frau schließen. Man wird aber auch erinnert an das Wort:

„Ihm blühen noch im Zeitschoße

Die schwärzen und die heiteren Loope.“

Solche und ähnliche Gedanken erfüllten auch die Herzen der Eltern, nachdem sie sich zur Ruhe gelegt hatten an diesem Christabend. Nun herrschte tiefe Stille in dem großen Hause, und Engel standen wachend an Effie's Bett. —

Zweites Kapitel.

Eine Schlittenpartie.

Der Winter war da. Lange hatte es gedauert, ehe der Herbstwind die letzten, losen Blätter zusammen gefegt hatte. Draußen auf den weiten Farmen sah es nun einsam aus. In manchen Feldern stand zum Himmel ragend noch eine mächtige Eiche, an der vor wenigen Wochen der Wind den bunten Blätterschmuck rauschend rührte. Nachdem der Winter als Eis- und Schneekönig ins Land gezogen war, musste auch unter seinem Zepter die stolze Eiche ihre Krone beugen, und im Sturm nahm er ihr die braun gefärbten Blätter; die fielen zur Erde. An den Baumhecken und an den von Eis erstarrten, durch offene Felder ziehenden Wasserbächen blieben die letzten Neber-

reste des verschwundenen Herbstes, welke Blätter, hängen.

Wirbelnd sauste der Schneesturm über die Stoppelfelder. In den Ecken des alten Riegelzaunes türmte sich der Schnee hoch und immer höher auf. Auf den Landstraßen war es einsam und stille geworden, denn wer nicht draußen auf offener Straße sein mußte, der blieb hübsch zu Hause. Nur ab und zu kam ein Farmer mit seinem im tiefen Schnee stampfenden und dampfenden Gespann von der Stadt zurück.

Schon war es spät am Nachmittag, und als es dunkelte, hörte es langsam auf zu schneien. Es war nun der Tag vor Weihnachten. Die Städter wußten vor Freude über den Schnee nichts Eiligeres zu tun, als ihre Schlitten in Bereitschaft zu bringen. Denn was ist wohl reizender im Winter als eine Schlittenpartie? Und vor allem hinaus vor die Stadt, wo der Verkehr nur gering ist, dem offenen Land entgegen; welch eine Freude! Alles ringsum im weißen Wintermantel gehüllt zu sehen, zwischen hinein das Glitzern der Bäume und das Funkeln der Sträucher; welch eine Lust! Ja, der Winter war da!

„Aber warum denn morgen schon? Könnt ihr nicht warten bis der Schnee fester gefroren, bis wirklich eine gute Bahn geworden ist?“

„O Mama, das macht nichts, im Gegenteil; das macht es so viel schöner. Wir wollen erst durch den Park und dann immer weiter bis hinaus vor die Stadt. Es wird etliche Stunden dauern, bis wir wieder zu Hause sind. O, wie ich mich freue.“

„Wer hat denn die Schlittenpartie arrangiert?“

„Chester Masten. Du weißt doch, er ist seit einer Woche zu Hause in der Weihnachtsfakanz. Das ist das erste Vergnügen, das er mit uns haben möchte.“

„Ach so, der Chester! Wer geht denn sonst noch mit?“

„Nur sein Bruder und seine Schwester, John und Mamie.“

„Nun ja, Effie, wenn Papa nichts dagegen hat, meinet-

wegen. Ich gönne euch das Vergnügen."

Es waren zehn Jahre verflossen seit jener Weihnachtsfeier, da Effie eine Puppe bekam, die schlafen konnte, als Mutter und Tochter sich über die bevorstehende Schlittenpartie unterhielten. Effie stand im achtzehnten Lebensjahr und war unterdessen zu einer schönen, schlanken Jungfrau herangewachsen. Der Kindheitstraum von damals war verflogen. Längst hatten sich die geheimnisvollen Einflüsse geltend gemacht, ohne die sich kein Mädchenherz entfaltet, doch so, daß sie die Jungfrau wie ein süßer Traum umgaben, aus dem auch sie noch aufgeweckt werden sollte.

Zimmerhin hatte sich ihr Gesichtskreis bedeutend erweitert. Der Strudel vom Kindheit- zum Mädchenalter hatte sie mit fortgerissen, und wie Zauber, der eine aufblühende Rose umweht, lag es auf ihrem ganzen Wesen. Obwohl der Zeiger auf dem Zifferblatt ihres Lebens um ein Beträchtliches vorwärts gerückt war, so schien jetzt erst für das junge, frohe Mädchen der schöne Tag anbrechen zu wollen. Voller Lebenslust, in strahlender Gesundheit, in Knospenreinem Lebensalter stand sie vor ihrer Mutter, ein Bild von Schönheit.

Wie ein Vogel die Tonleiter trillernd, auf und nieder flatternd, so sang auch sie, drehte sich dann auf ihrem Absatz um, daß ihr volles, dunkles Haar, in dichten Locken ihren zierlichen Kopf umwallend, nur so flog und wallte. Dann setzte sie sich an den Flügel und sang aus voller Brust:

„Der Winter ist da,
Hurra, hurra!
Und weit und breit
Das weiße Kleid
Von Schnee, von Schnee,
Juchhe, juchhe!
Auf glatten Bahnen fliegen,
Juchhe!
In Pelze eingehüllt,
Wenn auch der Nordwind brüllt,

Yuchhe!
Yuchhe!
Wir schlagen ihm ein Schnippchen
Und singen froh dabei.
La, la, la, la, la, la, la, la."

Während Effie so mit hoher Lust sang, schien sie im Geiste schon die bevorstehende Schlittenpartie zu durchleben. Wenn immer eine besondere Freude ihr Herz bewegte, dann sang sie. Singen und froh sein war ihr Element. Trauer, wirtschaftliche Trauer kannte sie noch gar nicht. Es war immer Sonnenschein bei ihr, sie war der Sonnenschein des Hauses.

Was war in den zehn Jahren aus Effie geworden! So schlank und schön sie sich entwickelt, so weit sie es in ihren Studien und in der Gesangskunst auch gebracht hatte, so schlummerte dennoch unbewußt und ungeweckt in ihrem jungfräulichen Gemüte der Charakterzug, der sie späterhin in ganz neue Lebensbahnen lenken sollte.

Sie war noch jung. Es drängte sich ihr kein bestimmter Lebensberuf auf. Wozu auch? Könnte es aber immer so weiter gehen? Gestern dachte sie daran, Sängerin werden zu wollen; doch sie hatte ja alles, was sie bedurfte um fröhlich und glücklich zu sein. Augenblicklich lagen ihr solche Gedanken sehr ferne. Morgen wollte sie mit Chester im Schlitten fahren. Dieses war der eine Gedanke, der alles beherrschte. —

Chester Masten war eben auch um zehn Jahre älter und ein junger Mann geworden, der für die Zukunft die schönsten Hoffnungen hegte und auch zu den besten berechtigte. Reichtümer waren ihm nicht zugesessen, auch hatte er keine Aussicht je solche zu sammeln; denn er wollte sich einem Berufe widmen, in dem nur in den allerseltesten Fällen einträgliche Stellen zu haben sind, nämlich dem Predigerberufe. Er hatte bis zu seinem achtzehnten Jahre sich in der Stadt in einigen Stellungen bewährt, nebenbei aber jeden freien Augenblick fleißig benutzt zum Privatstudium. Auch hatte er sich genügend Geld

erspart, um einige Jahre studieren zu können. Nun hatte er schon zwei Jahre ein College besucht, um sich allgemeine Kenntnisse anzueignen. Noch bis zum Schlusse des nächsten Termins wollte er aushalten, dann aber Theologie studieren. Ob er es werde hinausführen können? Das wußte er freilich selbst noch nicht.

Chester war also ein armer Student, der aber ein hohes Ziel im Auge hatte. Wie würde es ihm noch ergehen? —

Hei, wie die stattlichen Schlitten durch die schönsten Straßen Newjorts dahersausten. Eisig kalt war es, und knisternd stob der aufgeworfene Schnee in die Lüfte. Hunderte von Schlitten belebten die Straßen. Das klingelte und bimmelte an allen Ecken und Enden.

Unter den vielen waren auch zwei Schlitten, die ihrer Einfachheit wegen kaum Beachtung fanden. In dem einen erkennen wir gleich Effie und Chester wieder. Obchon sie sich durch Pelze gegen die strenge Kälte zu schützen suchten, waren sie doch lange nicht so eingemummt wie andre, die in den Prachtschlitten an ihnen vorbeisausten. Vor allem, war ihr Gesicht unverhüllt und beide schauten frei hinaus in das winterliche Getümmel. Von der scharfen Luft waren Effie's Wangen gerötet, sie sah reizend aus in der kleinen Seehundfellmütze, die fek und kühn auf dem edel geformten Köpfchen lag. Munter plaudernd und lachend saß sie neben ihrem Freunde, denn das war Chester in wahrem Sinne des Wortes. Sollte er ihr oder sie ihm schon mehr geworden sein? Selten ist es, daß Leute, die einst Jugendgespielen waren, sich im späteren Leben näher treten, als es die Freundschaft zuläßt. Es hatte auch gar nicht den geringsten Anschein, als hegten sie Gedanken dieser Art. Sentimental waren sie beide nicht veranlagt, und wenn die Erinnerungen ihrer Kindertage austrauchten, soweit sie ihnen geblieben waren, so mußten sie herzlich über manches lachen. Und als sie so durch den schönen Park dahinfuhren, da tauchte wieder so manche Erinnerung aus längst verschwundenen Ta-

gen auf, so frisch und lebendig, daß sie meinten, es wäre erst gestern gewesen, als sie in kindlichem Spiel vereint gewesen waren.

„Weißt du noch, Chester, als wir einmal draußen im Lande bei dem Farmer waren und auf den Kirschbaum kletterten, und ich von dem Baume purzelte? Hier siehst du noch die kleine Narbe,“ und sie beugte sich vorn über zu ihm und wollte ihm an ihrem runden Kinn eine solche zeigen.

„Ja, und am nächsten Tage gerieten wir schon wieder in Trubel,“ sagte Chester. „Wir kamen dem Bienenstock zu nahe. Und weißt du noch, wie wir bis hinunter in die Wiese rannten, wo der Bach murmelte, und ich mich ins Wasser stürzte, um den bösen Tieren zu entgehen? Du aber hattest ein Paar tüchtige Stiche weg.“

„Oh, ja doch. Dann kam der alte Bauer und schmierte mir nassen Lehm hinter die Ohren und auf die Stirn und meinte, das würde den Schmerz lindern. Wie reizend mag ich da ausgesehen haben! Ach, du liebe Zeit, das ist schon so lange her.“

„Wie weit kannst du dich zurückrinnern, Effie; bis zum sechsten Jahr?“

„Ich weiß nicht, ich glaube kaum so weit.“

„Kannst du dich noch auf die Weihnachtsfeier entsinnen, wo du eine Puppe erhielst, die schlafen konnte, und ich von Deinen Eltern einen Schlitten bekam?“

„Nein, es will mir nicht einfallen,“ sagte Effie etwas gedehnt und langsam. Sie war plötzlich nachdenklich geworden.

„Nun, das mag sein,“ sagte Chester, während er sie ein wenig von der Seite und forschend ansah. „Du warst damals kaum acht Jahre alt, ich aber nahezu schon dreizehn. Ich entsinne mich sehr wohl des schönen Abends.“

Effie antwortete nicht gleich und sah sinnend in die Ferne. Chester trieb das Pferd an, das unterdessen eine immer langsamere Gangart eingeschlagen hatte, ohne daß es unter dem

lebhaften Gespräch bemerkt worden war. Das schien ihn nun zu stören. Er gab dem Pferde einen leichten Peitschenhieb, und pfeilschnell flog der Schlitten wieder durch die Parkanlagen. Es fing an zu dämmern; ein herrlicher Winterabend brach an. Als kurz darauf der Park hinter ihnen lag, unterbrach Chester die Stille und fragt:

„Wollen wir noch weiter hinaus fahren?“

„Mir ist's recht, ja, warum denn nicht?“ gab Effie zur Antwort. Allein, sie schien an etwas anderes zu denken. Während sie abermals schweigend ihren Gedanken nachhingen, kamen sie immer weiter hinaus vor die Stadt. Hui, wie hier draußen der Wind pfiff! Es schien kälter, stiller und einsamer zu sein, zudem war es Nacht geworden. Sie hatten es kaum beachtet, der Mond war aufgegangen und die kleinen neugierigen Sternlein lugten am klaren Himmelzelt hervor. Chester unterbrach abermals die Stille, die anfang für beide peinlich zu werden, und fragt:

„Nun, Effie, warum so madonnenhaft? Wenn du jetzt hier draußen im Mondlicht eine Nonnentracht anhättest, du würdest ein Mustermodell für ein Madonnengesicht abgeben. Warum bist du so schweigsam?“

„Chester, warum hast du mich schon wieder an jene Weihnachtsfeier erinnert? Das hast du nun schon öfter getan. Was ist's damit?“

Das hatte der junge Mann nicht erwartet. Was sollte er dazu sagen? Es war doch nur ein unschuldig Kindertwort, an das er sie hätte erinnern können. Denn sie entsann sich desselben nicht. Würde sie es als unschicklich auslegen, wenn er es ihr ins Gedächtnis zurück rief? Darum sagte er nur:

„O, es war so wunderschön! Ich denke so gern an die Kindheit zurück. Du nicht auch?“

„Ja, aber warum erwähnst du immer gerade jene Weihnacht, warum?“

„Nun das ist ganz natürlich. Morgen ist Weihnacht und

da fiel mir das alles wieder ein, und ganz besonders jetzt, da wir zum ersten Mal seit langer Zeit zusammen sein durften."

„Aber, Chester, was fällt dir ein? Ich glaube fast, du hast ein Geheimnis vor mir; du liebe Zeit, Chester, sag es mir. Jetzt lasst ich dich nicht in Ruhe, bis du es mir gesagt hast.“

„Wenn ich aber jetzt gerade es nicht sagen möchte, was dann, Effie?“

„Dann,“ — sagte sie ihn schelmisch anblickend, wobei es ihm gewiß wurde, daß er es gestehen müsse, „dann nehme ich die Peitsche und haue auf das Pferd, daß es uns in den tiefen Schnee wirft. Aber, Chester, Spaß beiseite, du wirst es mir sagen,“ und dabei ergriff sie seine beiden Hände, beugte sich vorn über und sah ihm stracks in die Augen. „So, jetzt heraus damit. Komm, schnell, sonst fahre ich nie wieder mit dir.“

Wenn Effie seine Empfindungen hätte ahnen können, so wäre sie vielleicht weniger naiv gewesen. Denn ihre Gedanken waren augenblicklich noch ganz andre als die Chesters. Sie war noch nicht ganz achtzehn Jahre alt und, so hoch sie auch ihren Freund schätzte, so hatte eben doch ihr junges Herz nie an etwas anderes gedacht, als an freundshaftliche, herzliche Kameradschaft. Sie hielt darum noch immer seine Hände fest und sah ihn offenherzig an, als er nun etwas zögernd sagte:

„Effie, du bist ein liebes Mädchen; wirst du mir auch nicht böse, wenn ich es dir sage?“

„Böse? Dummes Zeug. Nur heraus damit!“

„Effie, es ist nur eine kleine Kinderei von dir und auch von mir gewesen.“

„Macht nichts, ich will es jetzt wissen. Nun?“

„Gut, willst du dann noch meine Hände halten und mir während ich es dir sage, ebenso in die Augen schauen, wie du es jetzt tust?“

„Na, du kannst das Pferd schon lenken, zumal es schon lange nur im Schritt vorwärts kam. Sieh, wie hell der Mond ist, ich kann doch in deinen Augen ein Licht glänzen sehen.“

„Effie, du magst nun von mir denken, was du willst, aber ich vergesse es in meinem Leben nicht mehr, als du an jenem Weihnachtstag deine Puppe bekamst, die — denke nur einmal — schlafen konnte. Als ich nun endlich nach Hause mußte und dich verlassen sollte, da nahm ich deinen schönen Lockenkopf zwischen meine Hände und sagte zu dir: Ich bin so froh und hab dich schrecklich lieb. Hast du mich auch so lieb? Da sagtest du nur: Freilich hab ich dich lieb, und wenn wir groß werden, werde ich deine Frau und kuche dir Kaffee und du rauchst eine Zigarre dazu. Das hast du mir später noch öfter im kindlichen Übermut gesagt. Wann darf ich es einmal wieder von dir hören? Effie, ich liebe dich noch, habe dich immer geliebt. Hast du mich auch noch so lieb?“

Jetzt hatte Chester eine ihrer Hände in der seinen und sah sie an mit einem Blick, der, wenn er Effie bei hellem Tageslicht getroffen hätte, ihr Herz wohl noch unruhiger gemacht haben würde, als es schon jetzt war. Im ersten Moment war sie wie gelähmt. Das war also das Geheimnis, an sich ja ganz bedeutungslos, aber daß Chester es in seinem Herzen bewahrt und in dieser Stunde vorgebracht hatte, das gab ihm für die Herzen der Beiden eine weittragende Bedeutung. Effie aber hatte dennoch nicht das rechte Verständnis dafür, wenigstens schien ihr Benehmen zu dieser Ansicht zu berechtigen. Während sie Chester noch ein Weilchen wie träumend ansah, entzog sie ihm sanft, aber bestimmt ihre Hand, lehnte sich in ihrem Sitz zurück, lächelte leise für sich, spielte mit ihrem Muff und — sagte nichts.

Hatte Chester eine Unvorsichtigkeit begangen? Hatte er ihre Jugend bedacht? War es denn nicht möglich, daß ihr Herz, so jung es war, dem seinen dennoch zugeneigt sein möchte? In Effie ging in diesem Moment etwas Eigentümliches vor. In ihr reiste in diesen wenigen Augenblicken die Vernunft, und sie sagte sich, was man ihr vielleicht gar nicht zugetraut hätte: hierauf darf ich keine Antwort geben. Jetzt gewiß nicht.

Sie hatte ihn gedrängt, fast gezwungen, und sah nun durch seine Worte, wie tief er sie in sein Herz eingeschlossen hatte. So fröhlich und lustig und ausgelassen sie auch sein konnte, so war nun plötzlich eine Ruhe über sie gekommen und ein Ernst, von dem sie vorher nichts gewußt hatte. Aber, was auch immer ihr Herz nun bewegte, sie sagte es nicht offen heraus. Immerhin wird aber Chester sie verstanden haben, als sie gleichsam etwas zerstreut folgendes durcheinander würfelte und erwiderte:

„Chester, du bist mein guter Freund. Ich liebe die Musik, bin in den Gesang besonders verliebt. Mein ganzes Leben liegt noch vor mir. Ich bin noch jung, und ich glaube nun den Beruf meines Lebens erkannt zu haben. Ich will Sängerin werden. Ich fühle einen mächtigen Drang in mir zu singen, zu entzücken durch's Lied; ich empfinde eine Sehnsucht nach dem Beifall der Menge, nach Ruhm, Ehre, Glanz und Popularität. Mir ist, als müßte ich noch ganz Vorzügliches leisten als gefeierte Sängerin. Ich hoffe, es wird mir glänzend gelingen. Und du, Chester, willst Prediger werden, — denke nur einmal einen Augenblick nach.“

Das Menschenherz ist doch ein wunderlich Ding. Chester hatte eigentlich keine Erwiderung seiner Liebe zu Effie erwartet; was hätte er drum gegeben, wenn sie nur in ihrer kindlichen Weise wie früher ihm gesagt hätte: „Ja, ich liebe dich noch.“ Nun erkannte er aber plötzlich, daß er nicht mehr das Kind von dazumal neben sich habe, sondern eine gereifte Jungfrau, die mit einem Male das Leben anders ansah, und deren Herz kein Kinderherz mehr war, welches sich mit „schlafenden Puppen“ weiter abgeben wollte.

Doch was hatte sie eben alles gesagt? War das die Folge seiner Herzenserklärung? Ja es mußte so sein, er gestand es sich ein. Würde sie sich aber am Ende nicht gar täuschen in ihrem Vorhaben, welches sie schon lange unklar mit sich herumgetragen hatte, das jetzt aber, wie ein Blitz plötzlich die dichten Zweifelswolken durchbrechend, in ihrem Herzen Gestalt annahm?

Chestertat was sie ihm angeraten hatte, er dachte über alles nach, während sie sich nun auf den Rückweg machten. Es hatte in dieser Stunde in beider Herzen etwas Einzug gehalten, über dessen Tragweite sie sich augenblicklich noch keine Rechenschaft ablegen konnten. Eins nur war gewiß: so frei wie Kinder konnten sie fortan nicht mehr miteinander verkehren. Chester liebte Effie nicht weniger nach diesem Vorfall, noch achtete sie ihn geringer. Obwohl sie ihr Herz nicht so recht verstand, hatte ihr Verhältnis zu ihm eine andere Gestalt angenommen? War es Liebe? —

Unter solchen Empfindungen waren sie zu Hause angekommen. Nur das Allernotwendigste wurde auf der Rückfahrt geredet. Ehe sie ausstiegen, ergriff Chester noch einmal Effie's Arm, zog ihre Hand sachte aus ihrem Muff, drückte sie und meinte:

„Effie, morgen ist Weihnacht. Zehn Jahre liegen hinter uns seit jener Nacht, von der ich zu dir sprach. Nach abermals zehn Jahren wirst du in mir noch immer deinen besten Freund haben, das hoffe ich wenigstens. Du bist heute wie damals mein liebes Mädchen, und alles Uebrige überlasse ich dem lieben Gott. Er schütze dich auch in der Zukunft. Wir werden immer dieselben bleiben; nicht wahr, Effie?“

„Gewiß, Chester! Komm nur morgen Abend herüber, daß wir eine schöne Feier haben, singen und musizieren; hier hast du auch meine andere Hand. So, jetzt sei ein braver Junge.“

Hätte er nur ihre Augen sehen können, sie hätten ihm etwas ganz Herrliches gesagt; doch er war durch ihre Worte schon getrostet, und das war vorläufig genug. —

Drittes Kapitel.

Durch Krieg und Sturm.

Während in den Herzen der beiden jungen Leute etwas Großes erwachte, bewegte und mächtig beeinflußte, wogte und

tobte ein gewaltiger Aufruhr im Innern des Landes. Noch war der Riesenkampf, der unser großes, freies Land zu ruinieren drohte, nicht ausgebrochen, aber zwischen Nord und Süd war ein Kiß entstanden, der durch diplomatische Künste nicht mehr geheilt werden konnte.

Gerade einen Tag nach dem Weihnachtsfeste, das Effie und Chester in so eigner Weise gefeiert hatten, trug sich unten im Hafen von Charleston, West Virginia, etwas zu, das von der allergrößten Bedeutung für die Entwicklung der damaligen Verhältnisse war. Major Anderson kam in der Nacht des 26. Dezembers den Absichten der Rebellen zuvor, denen alles an der Entfernung der Truppen lag, welche die Forts besetzt hielten. Da er mit seiner achtzig Mann starken Besatzung sich im Ernstfalle doch nicht hätte halten können, so verlegte er in Übereinstimmung mit seinen Vorgesetzten, sein Kommando nach dem mitten im Eingang des Hafens frei liegenden, neu und stark befestigten Fort Sumter.

Als die Rebellenführer das Sternenbanner stolz in der Mitte ihres Hafens flattern sahen, wurden sie wild vor Zorn und verlangten die Entfernung der Truppen. Die Weigerung entflammte in ihren Herzen den bittersten Haß, und sie gaben fund, daß sie ihren trostigen Willen nötigenfalls mit Gewalt durchsetzen würden, was denn auch geschah.

Freilich nicht sofort, sondern erst nach Monaten, in welchen von Seiten des Südens vergebliche Versuche gemacht wurden, für ihre Sache vom Norden Konzessionen zu erzwingen, wie auch vom Norden die Sezession aufzuhalten. Da endlich kam der unvermeidliche Bruch.

Als am zwölften April die aufgehende Sonne nur schwach den östlichen Himmel erleuchtete, gegen den die dunkle Steinmasse des Forts sich abhob, fiel von der Rebellenbatterie der erste Schuß, und das gewaltige Ringen zwischen Nord und Süd hatte begonnen und brachte namenloses Elend über unser schönes großes Land. Was lange befürchtet wurde, und was man im

Norden vornehmlich verhüten wollte, war zur Tat geworden: ein Bürgerkrieg, wie ihn blutiger und schrecklicher die Welt kaum je gesehen, hatte eingesezt.

„Sturz der Republik.“ „Auflösung der Union.“ „Bürgerkrieg in Nordamerika.“ Die Nachricht durchlief die ganze Welt. Eine welthistorische Katastrophe hatte eingesezt, die in ihren Wirkungen zur Zeit noch unberechenbar war.

Den Schrei der Entrüstung des Nordens beantwortete der neu erwählte Präsident Lincoln durch seinen am fünfzehnten April veröffentlichten Aufruf an die Staaten um 75,000 Mann Miliz. Zwei Tage später war bereits das erste Regiment nach Washington unterwegs.

Das Volk antwortete zwar nicht durch ein wildes Kriegsgeschrei, sondern ruhig, überlegend, fast ernst und feierlich hörte es auf den Ruf des Vaterlandes. Der Handwerker legte sein Werkzeug hin, der Farmer ließ den Pflug im Feld, der Geschäftsmann schloß seine Türen, um willig diesem Rufe zu folgen. Ganz besonders aber und mit patriotischem Feuer schloß sich die Jugend dem immer stärker anschwellenden Zuge an, der auf Landwegen und durch die Straßen der Großstädte der Trommel und der Pfeife folgte.

Manche Pflanzstätte des Wissens, manches College mußte geschlossen werden, da die Studenten die Bücher beiseite legten, um ihrem Vaterlande zu dienen. Unter diesen war auch Chester Masten. Obwohl er seinen Vorsatz, Pastor zu werden, keineswegs aufgegeben hatte, so sagte er sich doch nun als junger, kräftiger Mann: Das Vaterland ruft seine Söhne, und ich ziehe mit in den Krieg —

Unterdessen war Effie van Laer in sicherer Hüt drüben in Europa, und mit Energie und großem Fleiß verfolgte sie ihr Ziel, eine berühmte Sängerin zu werden. Das sollte ihr, wie es schien, gar nicht so schwer fallen, denn sie hatte eine ungewöhnliche, herrliche Stimme, die unter der Leitung berühmter Männer in Leipzig und Paris so überraschend schnell her-

angebildet wurde, daß sie nach zwei Jahren in Leipzig ihr Debüt machen konnte. Zu ihrer hinreizenden Stimme kam ihre vollendete Schönheit, ihre imposante Erscheinung, die sie als Opernsängerin besaß, zur vollen Geltung.

Daß sie mit ihrem Singen so große Massen in Europa anzog, war um so auffälliger, da sie doch Amerikanerin war. Ein großer Kreis von Freunden und Verehrern hatte sich begreiflicherweise um sie gebildet. Sie schien ganz von dem Strudel, den ein solches Leben mit sich bringt und das sie nun führen mußte, fortgerissen zu werden. Allein, bei allen ihren Triumphen war sie noch nicht zufrieden, sie meinte immer noch eine höhere Stufe erklimmen zu können.

Doch ließ sie sich nicht betören, denn sie liebte die Kunst über alles. Diese aufrichtige Hingabe an die Musik, an den Gesang, bewahrte sie vor all den Gefahren, die einer jungen Dame in einer solchen Stellung drohen. Ihr fester Charakter, ihr reines Herz ließ allen äußerlichen Glanz und Flitter, ohne den es ja nicht abging, nur als Nebensache gelten.

Während sie nun Europa bereiste, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und überall als gefeierte Sängerin Ruhm erntete, wogte in ihrem Vaterlande der fürchterliche Bürgerkrieg. Sie war wohl unterrichtet über alle Vorgänge, das gewaltige Mingen betreffend; auch wußte sie, daß Chester Masten sich hatte einreihen lassen, um für die Einheit des Landes zu kämpfen. Als ihr das von daheim mitgeteilt wurde, krampfte sich ihr Herz zusammen, und ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, fragte sie sich mit bangem Herzen: „Wird Chester auch lebend aus dem Kampfe hervorgehen?“ —

Bon ihm selber hatte sie nichts wieder gehört, keine Silbe! Aber nun, da sie in der Fremde war, und er im schrecklichen Krieg, ertappte sie sich immer wieder bei dem Gedanken, ob er wohl noch lebe? Und je länger es dauerte, je mehr mußte sie sich eingestehen, daß sie doch ein warmes Herz für ihn habe, ja daß ihr Herz eigentlich nur für ihn schlug. Und dann

wieder kamen Seiten, in denen sie gewaltsam derartige Gedanken von sich abschüttelte; das dürfte doch nicht sein, ihr Herz und Seele gehöre der Kunst, dem Gesang. Und um sentimentale Gedanken zu verscheuchen, trillerte sie schnell, wenn auch gezwungen, eine Opernmelodie. Aber lassen sich Liebesempfindungen in der Weise verscheuchen?

Endlich nach entsetzlichem Blutvergießen war der Bürgerkrieg zu Appomattox Courthouse durch den Vertrag, den die beiden Generäle Grant und Lee annahmen, zu Ende gekommen. Und als General Grant schweigend und gleichmütig, wie immer, an jenem unvergeßlichen neunten April 1865 militärisch an seinem besieгten Gegner, General Lee, vorüberschritt, um sein Pferd zu besteigen, da war ein welthistorisches Ereignis kurz, praktisch, im Geschäftsstil der Amerikaner vollzogen, das der ruhmgekrönte Sieger noch am selben Abend per Telegramm dem ganzen Lande kund tat. Der ganze Norden ward bei dieser Kunde in einen unbeschreiblichen Freudentaumel gestürzt, und alle Kirchenglocken ließen ihr „Te Deum“ erflingen.

Nach dem großen Jubel in Washington folgte die Abrüstung der Armee, die ihres Gleichen in der Geschichte der Völker sucht. Dann eilten die Soldaten heim zu Muttern. Unter ihnen war auch Chester Masten. Doch er hielt sich noch einige Zeit in Washington auf.

Die Kriegsjahre hatten aus ihm einen ernsten Mann gemacht. Nicht nur hatte er so manches Mal dem Tode stramm ins Auge gesehen, sondern er wurde auch zweimal verwundet, jedoch nicht gefährlich, sodass er beide Male bald wieder im Dienst war. Sein Ziel, Pastor zu werden, war freilich um einige Jahre hinaus geschoben, aber entsagt hatte er dem Vorhaben keineswegs. Im Gegenteil, nun wollte er sich mit vollem Ernst der hohen Sache widmen, um sein Ziel zu erreichen.

In seiner Heimat, die er hoffte recht bald wieder zu sehen, hatten sich merkliche Veränderungen vollzogen. Sein guter

Vater war gestorben. Seitdem hatte er sich mit dem Gedanken abgequält, wie es nun seiner Mutter als Witwe ergehen werde? Aber bald nach des Vaters Tod war auch schon für sie gesorgt, und zwar in ganz unerwarteter Weise. Ein Onkel mütterlicherseits, der als der letzte seines Geschlechtes als reicher Minenbesitzer in California starb, hinterließ ihr ein beträchtliches Vermögen. Sie konnte nun sorglos leben, und Chester sollte es von nun an an nichts mehr gebrechen, seinem Ziele näher zu kommen.

Während seines kurzen Aufenthaltes in Washington, wo noch immer der größte Jubel herrschte, wurde er eines Tages durch eine Anzeige in einer Tageszeitung nicht wenig überrascht. Er las nämlich das folgende:

Ford Theater
Morgen Abend die berühmte Primadonna
Effie van Laer
In Donizettis graziöser Oper
„Don Pasquale“
als
Norina.

Effie hatte er gewiß nicht vergessen. Nein, sein Herz schlug noch immer für sie. Unter Kanonendonner und dem Geknatter der Infanterie-Salven kam ihm wieder und immer wieder der Gedanke an Effie in den Sinn. Und als er zweimal verwundet im Lazaret lag, was hätte er darum gegeben, Effie nur einmal sehen zu dürfen. Aber heute und auf diese Weise an sie erinnert zu werden, das hatte er nicht erwartet. Er wußte nicht, daß sie schon längere Zeit in New York gastiert hatte. Darum traute er seinen Augen kaum, als er obige Notiz las. Kurz entschlossen ging er schnurstracks zum Theater, in dem am 14. April der edle Präsident Lincoln meuchlings ermordet worden war, und richtig, dort stand es ebenfalls in großen Lettern angezeigt. Er löste sofort für den Abend ein

Billet, denn es drängte ihn um jeden Preis, Effie zu sehen und auch zu hören.

Im Theater wogte es auf und nieder. In dem Foyer drängte sich eine große Menschenmenge den Eingängen zu. Rechts und links nahmen die Leute ihre Plätze ein, und beim Beginn der Oper war jeder Sitz genommen.

Es war ersichtlich, daß eine gewisse Neugierde das Publikum beherrschte. Die vornehme Gesellschaft hatte Donizettis *Pasquale* schon oft gehört, sogar von der Königin des Gesanges, Adelina Patti; aber heute sollte eine Amerikanerin, die in Europa und in New York das größte Aufsehen erregt hatte, zum ersten Mal in Washington auftreten. So kritisch das Publikum auch war, so war es nicht enttäuscht, denn Effie van Laer entfaltete vor dem gedrängt vollen Hause eine blendende Gesangsvirtuosität. Als Norina konnte man sich kaum jemand graziöser, glänzender, natürlicher vorstellen. Ihr Gesang war so hell, stark und morgenfrisch, wie Vogelgesang; ihr Spiel war durchaus von hinreißender Laune und doch von der anmutigsten Natürlichkeit. Gleich beim ersten Ansatz war es erstaunlich mit welcher Sicherheit und absolut richtiger Intonation sie anschlug.

Kurz, ihr Gesang war entzückend, und rauschender Beifall, der kaum ein Ende finden wollte, belohnte die Sängerin. Ein mächtiges Blumenbouquet wurde ihr überreicht, und nun ruhte das Publikum nicht, bis sie vor dem Vorhang erschien und, mit dem riesigen Blumenstrauß im Arm, graziös ihren verbindlichsten Knick machte.

Das alles sah und hörte Chester Masten. Traumberloren saß er oben in der ersten Reihe vom Balkon und sah herab auf die Bühne. Als Effie erschien, — das war sie! Mittelgroß, stattlich entwickelt, war sie eine imposante Bühnenercheinung. Insofern hatte sie sich körperlich wohl etwas verändert, gewiß aber nicht zu ihrem Nachteil. Aber, was ihr von früher geblieben war, was Chester sogar bei ihrem Singen meinte wie-

der zu finden, das war der Schimmer ihres schönen, sanften braunen Auges und ihr charaktervolles Maßhalten. Und doch wie war ihm zu Mute? Das sollte seine Effie sein, die er so sehr liebte, deren Bild er von Kindheit auf gleichsam mit sich herumgetragen hatte? Da, sie war es. Sie hatte das selbstgesteckte Ziel erreicht: „Ich will eine berühmte Sängerin werden“, und sie war es geworden. Unwillkürlich dachte er daran, wie sie einst als kleines Kind schon mit solcher Bestimmtheit gesagt hatte: „Ich will eine Puppe haben, die schlafen kann, ich will.“ So hatte auch hier ihr Wille, ihr Eifer, nebst ihrer natürlichen Begabung, sie zu dem gemacht, was sie jetzt geworden war.

Allein, es wollte ihm nur schwer in den Sinn, daß sie auch fernerhin seine Effie sein könnte. Es tauchte in ihm die Frage auf, ob er als zukünftiger Prediger eine Opernsängerin lieben, eventuell heiraten dürfe? Wie er die Frage auch erwog und betrachtete, immer wieder kam er zu der Einsicht: Ich liebe sie dennoch!

Während er in der Pause so seinen Gedanken nachhing, mußte er plötzlich auf ein Gespräch achten, das zwei Männer in seiner Nähe leise führten.

„Ah bah, die ist wie all die andern auch. Leichtsinnig und kostett“ meinte der Eine.

„Man sagt mir aber, sie wäre unnahbar, sie verlässe des Abends das Theater ohne Begleitung in ihrer Equipage. Auch nehme sie so leicht keinen Herrenbesuch an,“ meinte der Andre.

„Nun, James, das magst du immerhin glauben. Ich kenne sie schon lang. In Berlin lernte ich sie kennen, und in NeuYork bin ich einige Male auf kurze Zeit in ihrer Gesellschaft gewesen. Ich werde sie morgen besuchen, und ich müßte ein Tor sein, wenn ich sie mir nicht endlich gefügig mache. Was gilt's, ich gewinne sie?“

Der letzte Sprecher war ein reicher Neu Yorker, Namens Wilkerson, der nichts weiter zu tun hatte, als sein Geld zu ver-

geuden. Er hatte Effie schon über ein Jahr geradezu verfolgt; wo sie auftrat, da war auch er. Doch hätte er, wenn er eben ein Gentleman gewesen wäre, es sich längst sagen müssen, daß Effie ihm keine Beachtung schenkte, und kein Verlangen zeigte, in seiner Gemeinschaft zu sein, daß sie ihn seiner Aufringlichkeit wegen verabscheute. Aber ihr ablehnendes Wesen steigerte um so mehr seinen Wahn, Effie müsse die Seine werden.

Als nun Chester diese Reden hörte, wurde es ihm wund und wehe ums Herz, und von dem letzten Akt hatte er keinen Genuss mehr. Mit dem festen Vorsatz aber Effie morgen zu besuchen, verließ er die Oper und kam in sein Hotel.

Es war drei Uhr nachmittags des nächsten Tages. Chester ließ sich bei Effie van Laer melden. Der Diener brachte ihn vor Effie's Zimmer, klopfte und gab der Tochter seine Karte ab. Er wurde in Effie's Empfangszimmer geführt. Als er sich setzte sah er auf dem Tisch den großen Blumenstrauß von gestern Abend, und das tat ihm wehe. Hatte sie Wohlgefallen an diesem Lebemenschen Wilkerson und seines Gleichen? Jetzt hörte er im Nebenzimmer reden. Was war das? Mr. Wilkerson bei ihr? Nun hörte er ganz deutlich:

„Aber, Fräulein van Laer, ich bin Ihnen bis hierher gefolgt und bin nun auch fest entschlossen —“

Da fiel ihm Effie in die Rede und sagte, anfangs in ruhigem Ton, aber mit jedem Satz wurde sie aufgeregter:

„Mr. Wilkerson, Sie drängen sich mir auf, sparen Sie sich die Mühe. Sie erkennen mich sehr. Gehen Sie, bitte, zu Ihres Gleichen. Wir scheiden heut und zwar auf immer! Belästigen Sie mich ja nicht länger. Blumen und sonstige Aufmerksamkeiten habe ich bisher nur aus Höflichkeit von Ihnen angenommen. Von nun an aber werden die Blumen von Ihrer Hand auf der Bühne verwelken. Sie beleidigen mich durch Ihr Benehmen. Bitte, mein Herr!“

Damit öffnete sie die Tür, die in den Korridor führte, und deutete mit ausgestrecktem Arm und blickenden Augen auf

dieselbe. Das entflammte den Zorn des Aufringlichen. Er stand auf und im Nu hatte er mit seinen starken Armen ihre schlanke Taille umfaßt, doch was er redete, verstand sie nicht mehr, denn es übermannte sie der Schreck, und in ihrer Angst stieß sie einen gellenden Schrei aus. Betroffen fuhr er zurück. Im selben Augenblick tat sich die Tür des Empfangszimmers auf und Chester Masten stand in drohender Haltung vor ihm ohne ein Wort zu äußern. Mit der einen Hand umfaßte er Effie, die am Wanken war, mit der andern wies nun er gebieterisch zur offnen Tür.

„Aha, dachte ich es mir doch,“ zischelte Mr. Wilkerson. „Im Boudoir halten sich Kumpane auf. Das ist reizend. Habe mich also doch nicht —“

Weiter kam er nicht, denn nun sahste ihn Chester und setzte ihn behende vor die Tür, die er darauf abschloß. So blieb dem Unverschämten nichts übrig als unter rohen Worten abzuziehen.

Effie hatte vor Erschöpfung sich von Chester zu einem bequemen Sessel führen lassen, und nun stand er vor ihr, sie ruhig und gelassen ansehend, als wäre gar nichts vorgefallen. Das gab ihr denn auch schnell ihre ins Wanken geratene Fassung wenigstens so weit wieder, daß sie reden konnte.

„Chester Masten, wo kommst du so plötzlich her? Oh, wie hast du mich erschreckt!“

„Na, Effie, das habe ich doch wohl kaum getan. Ich habe dir Schutz bringen wollen in deiner Angst vor dem Unverschämten. Oder habe ich dich nicht beschützt?“

„Ja, — o, ja doch. Ich danke dir. Aber, Chester, bist du es denn wirklich? Ich habe dich so lange nicht gesehen. Ach, sieh mich nur nicht so fürchterlich an, ich begreife es nun auch ohne in deine Augen sehen zu müssen, daß du es bist.“

„Nun ja, Effie, du bist eine berühmte Sängerin geworden, das habe ich gestern Abend selbst gehört und gesehen. Ich habe unterdessen im Kriege gedient und bin ein rauher Soldat

geworden, und davon habe ich eben vor dir die beste Probe abgelegt.“

„Das war noch fast zu gelinde für den Unverschämten. — Aber, Chester, was willst du nun weiter tun? Weshalb bist du hier?“

„Mein Ziel habe ich allerdings noch nicht erreicht. Ich werde aber nun studieren, und zwar Theologie. Was meinst du dazu?“

„Ich? — Ich hoffe, Chester, daß du recht glücklich werden möchtest in deinem erwählten Beruf.“

Das sagte sie mit Wehmut, sah ihn zerstreut an, wandte dann ihr Gesicht ab, als suchte sie etwas in weiter Ferne.

„Und du, Effie, willst du nicht nach Hause und zufrieden sein mit deinem errungenen Ruhm?“

„Ja, ich werde zu Weihnacht zu Hause sein.“

„Und bleiben?“ fragte er, sie lieblich ansehend, aber doch fest sein Auge auf sie richtend. Dann setzte er sich neben sie. Er nahm ihre Hand in die seine wie damals in dem Schlitten, dann — als sei das nicht das Richtige — stand er auf und, ein wenig über sie gebeugt, nahm er ihren schönen Kopf zwischen seine Hände, wie vor Jahren schon einmal, und redete nun zärtlich und eindringlich.

„Ich liebe dich. Ich habe dich immer geliebt. Komm, sei mein liebes Mädchen, wie früher. Versprich mir, daß du einmal mein liebes Weib werden willst. Mit welcher Gingabe will ich dann mich auf meinen Beruf vorbereiten. Effie, ich liebe dich, ich habe dich immer geliebt.“

Sonderbar, sie konnte nicht „ja“ sagen, obwohl sie sich seine Zärtlichkeit gefallen ließ. Doch jetzt nahm sie sachte seine Hände von ihren Wangen, die eiskalt und bleich geworden waren, stand auf und mit einem unerklärlichen Lächeln auf ihren Lippen undträumerischen Blickes erwiderte sie langsam, als koste sie es nicht geringe Überwindung:

„Liebe ist nicht alles in der Welt. Ich will noch einmal

hinaus in die weite Welt. Mein Herz hat ein wunderbar Sehnen nach den Ruhmeskränzen, die die Welt austeilt. Heiraten, ach, Chester, das ist mir vorläufig Nebensache. Sei mir nicht böse, aber lasst uns solche Liebe und Heirat vergessen, und gute Freunde bleiben."

Stumm, ins Herz getroffen wandte sich Chester von ihr ab. Er war ein Mann, aber in diesem Augenblick funkelten Tränen in seinen Augen. Gut, daß Effie es nicht sah, denn er hatte sich schnell zum Fenster gewandt und sah nun auf die belebte Straße hinunter. Doch bald hatte er sich wieder gefaßt, trat festen Schrittes vor Effie hin und sagte, obwohl seine Stimme die gewohnte Sicherheit entbehrte:

„Gut, Effie, wir gehen noch einmal auseinander. Als Freunde wollen wir scheiden. Ich werde dich nie vergessen, werde nie aufhören dich von Herzen zu lieben. Ich habe dich immer geliebt. Ich meine es gut mit dir, das weißt du. Ich gehe jetzt und nach drei Jahren erst will ich wieder kommen, — wenn es Gottes Wille ist.“

Sie reichten sich die Hände zum Abschied. Jetzt perlten Tränen in Effie's Augen und rieselten über ihre bleichen Wangen. Sie wollte reden, ihr Herz war zum Zerspringen voll, aber ihre Zunge konnte keine Worte finden, wie ein Hauch nur drangen die Worte „Lebe wohl, Chester,“ an sein Ohr. Das war auch genug. Es hätte eben kein Reden in diesem Augenblick mehr genügt. Es gibt solche Momente im Leben. —

Schnell hatte Chester das Zimmer verlassen, war bald auf der Straße, und am Abend schon bestieg er den Zug, der ihn nach Neuhork brachte.

Effie war in sehr aufgeregter Stimmung zurückgeblieben. Weinen konnte sie nun nicht mehr. Es war ihr aber, als hätte sie ein großes Unrecht begangen. Doch, was half die Selbstanklage? Im ersten Augenblick meinte sie Chester zurückrufen zu müssen, war aufgesprungen, rannte zur Tür, allein er war schon fort. Dann sagte sie sich, nur nicht schwach sein,

denn was anders wäre es gewesen, wenn ich ihn zurückgerufen hätte, als Schwachheit? —

Wäre es wirklich Schwachheit gewesen? Was sagte ihr Herz dazu? —

Viertes Kapitel.
Gebrochen und zerknüpft.

Wer vermag auch des Menschen Herz zu ergründen? Wir Menschen gewiß nicht. Es bleibt drum wahr: „Des Menschen Herz ist ein trostig und verzagtes Ding.“ Gott allein kann die Herzen ergründen. Er weiß, wie sie sowohl zu ihm wie auch zueinander stehen. Er weiß was für ein Gemächte wir sind. Drum heißt es auch: „Was ist der Mensch, daß du dich seiner annimmst?“

Der Gedanke, daß wir Menschen nur sind, wirft uns oft in Verzweiflung, in den Staub, von dem wir gekommen sind. Aber dann auch wieder der Gedanke, daß wir Menschen sind, hervorgegangen aus des Schöpfers Hand, als die Krone der Schöpfung, läßt uns mit stolzerhobenem Haupte froh unsre Straße ziehen, festiglich glaubend, daß der, der uns erschaffen und bisher erhalten hat, uns auch wunderbar führen, und unsre Herzen lenken wird wie Wasserbäche.

Das war so ungefähr der Gedankengang, mit dem Chester sich beschäftigte, nachdem er Effie verlassen hatte. Denn bei allem Denken konnte er unmöglich Effie's Bild aus Herz und Seele reißen. Er vermeinte sie so gut zu kennen, und doch war jetzt ihr Benehmen ihm mindestens unerklärlich. —

Nun wohl, es sollte so sein, er fand sich endlich wieder zurecht. Er tröstete sich des Gedankens, daß er nach drei Jahren noch einmal mit Effie reden wolle, sie habe ihm das nicht untersagt. Hatten ihre Tränen nicht den Beweis geliefert, daß sie doch nicht herzlos war, wie es wohl den Anschein hätte haben können?

Ja, aber was für ein Trost war das? Was konnte in

drei Jahren nicht alles passieren? Fast tat es ihm Leid, ihr etwas derartiges gesagt zu haben. Hatte er ihr damit vielleicht wehe getan? Das war der nächste Gedanke.

Zimmerhin, er wollte gewissenhaft sein Wort wie immer halten. Wenn Effie aber in der Zwischenzeit stürbe, oder sich verheiratete? Diese Gedanken trieben ihm das Blut rascher durch die Adern. Lieber das Erstere als das Letztere.

Chester Masten hatte Effie von Laer sehr lieb, und hätte sie als höchsten Preis gern für sich gewonnen, aus ihrer jetzigen Stellung herausgerissen und einer, wie er natürlich meinte, weit besseren und herrlicheren zugeführt. Doch ihm schwand fast jeder Hoffnungsstrahl. Nur das eine war ihm geblieben: es lag etwas so Offnes, Wahres, Reines in ihrem Auge, das mußte ihm ihre Seele spiegeln und ihn immer wieder hoffen lassen, einmal wird sie doch einsehen, wie sehr er sie liebe, und wie glücklich er sie an seiner Seite machen würde. —

Als Chester an jenem Abend den Expresszug nach Newyork bestiegen hatte, saß er am Fenster, lang in die Nacht hinaus sehend. Bald war der Zug außerhalb der Grenze der Riesenstadt und jagte schneller und immer schneller dahin. Die kleinen Sternlein aber, die er so gern beobachtete, eilten nicht an ihm vorüber wie die beleuchteten Häuser, an denen der Zug vorübersauste. Nein, wie treue Himmelsboten blickten sie zu ihm herab. Er wurde in seinem Geiste immer ruhiger, und endlich faltete er die Hände und schaute durchs offne Fenster zum dunklen Himmelszelt empor, seufzte und betete zugleich:

„Treuer Gott, der du über den Sternen wohnst, nimm dich meiner lieben Effie an. Du weißt alle Dinge. Ist es dein Wille, so führe uns noch einmal im Leben zusammen.“

Halblaut hatte er das gesprochen, aber durch das Rasseln des Zuges hatte es wohl nur der liebe Gott gehört, und das war genug.

So prosaisch eine nächtliche Eisenbahnsfahrt auch ist, so wenig begeisternd das Rasseln, Schütteln und Stoßen wirkt, so

unsympathisch eine Reisegesellschaft ist, die, hingestreckt in den absonderlichsten Lagen, auf den Sitzen schnarchend ruht, so rührte das alles heute Nacht unsfern Chester nicht, denn seine Gedanken wiegten sich in den höchsten Regionen der Poesie, der Liebe. Ehe er es sich versah, stand die Liebe wieder strahlend als Königin der Poesie neben ihm und diktierte ihm folgende Verse, die er in sein Tagebuch eintrug:

Was ist des Lebens letztes Wort? —
Ein tief Geheimnis allen denen,
Die nie gebrannt in Liebesglut,
Die nie erfahren Liebessehnen;
Es schlummert wohl in jeder Brust,
Doch sind's nicht jene Irrlichtfunken,
Die neidisch dich ins Dunkel ziehen;
O nein, wenn Seele sich in Seel' ergießet,
Mit göttlich reinem Triebe
Das Herz entzünd't ein heil'ges Glüd, —
Das ist dann lautre Herzensliebe. —

Der Zug sauste dahin. Der Himmel war klar, wolkenlos und sternbesät. Und in Chesters Seele war es eben so klar geworden. Es war ihm als würde sich mit der Zeit schon alles wohl gestalten. Mit großer Seelenruhe vertraute er Effie's Schicksal Gott an, der die Zukunft in seinen Händen hält.

Als Chester in Neuhof bei seiner Mutter ankam, war natürlich die Freude übergroß, und es wurden sofort Schritte getan, um seinen Eintritt in eine östliche Universität zu ermöglichen. Im Herbst trat er ein. Dem Studium der Theologie war er nun mit großem Eifer zugetan, um sich gründlich auf seinen erwählten Beruf vorzubereiten.

Und Effie van Laer? War sie glücklich? Hätte jemand dies gefragt, sie würde wohl nur zögernd geantwortet haben, und schwerlich mit einem aufrichtigen „ja“. War es nicht vielmehr so, daß sie nur wünschte glücklich zu sein, weil ihr alles so glänzend gelang? Aber sind das des Lebens höchste Güter, rauschender Beifall, Glanz, Geld, das immer wieder eine Opernsängerin momentan berauscht und wohl gar betört? Waren

es nicht gar Trugbilder und Irrlichter, denen sie in der Verblendung nachjagte? Schlug sie nicht des Herzens heiligstes, schönstes, süßestes Glück aus, nämlich, zu lieben und geliebt zu werden?

Effie war nicht herzlos. Sie empfand Chesters Liebe immer als eine Macht, der sie sich früher oder später ergeben müsse. Auch war es für sie nicht länger eine Frage, ob sie ihn liebe oder nicht. Ja, tausendmal ja, sie liebte ihn. Allein, als er damals im Hotel von ihr Abschied nahm, war es ihr unmöglich, ihm ihre Liebe zu gestehen. Warum, das konnte sie sich selbst nicht erklären.

Nun war es zu spät. Er war fort. Ihrem Vorsatz getreu, noch einmal in die weite Welt zu ziehen, um durch ihren Gesang zu entzücken, traf sie sofort Vorbereitungen, Washington zu verlassen. Einen flüchtigen Besuch bei ihren Eltern, und dann ging es fort in den Süden des Landes, von da nach Australien, wo sie in Melbourne und Sidneh den Winter über verblieb. Im Frühjahr brach sie wieder auf und machte die weite Reise über England nach Norwegen und Schweden. Den nächsten Winter verlebte sie in Spanien und Italien, überall die gewohnten Triumphen ihrer Sangeskunst feiernd.

Als der dritte Winter anbrach, hatte sie sich durch ihren Geschäftsführer verpflichtet noch einmal in New York, Boston, Philadelphia, Cincinnati und Chicago zu singen. Sie freute sich darauf, wieder auf heimatlichem Boden sein zu dürfen, und hatte sich vorgenommen im Lande zu bleiben. In New York verweilte sie nur zwei Wochen. Von da ging es westlich. In Cincinnati sollte sie in der Weihnachtswoche die Solopartien im „Messias“ übernehmen.

Effie war dieselbe geblieben, in Erscheinung schön, die Stimme wo möglich noch entzückender. Nie kam es ihr in den Sinn, daß ihrem Ruhmeslauf etwa ein jähes Ende bereitet werden könnte, wie es schon so mancher Stern am Kunsthimmel hat erleben müssen.

In Cincinnati angekommen erkrankte plötzlich Effie van Laer. Eine leichte Erkältung machte sich geltend. Es wurde ihr bang, ob sie wohl ihr Engagement würde ausführen können. Der erste Morgen nach ihrer Ankunft in Cincinnati war eben angebrochen, trüb, naßkalt und regnerisch. Schwere Rauchwolken lagerten dumpfig über der Stadt. Und als sie von unruhigem Schlummer erwachte, konnte sie vor Heiserkeit kaum reden. Ein brennender Schmerz im Hals und im Kopf beängstigte sie ganz ungemein. Ein Spezialist wurde konsultiert, der versprach das Uebel werde wohl bald schwinden, sie werde morgen Abend ohne Zweifel singen können. Doch die erhoffte Besserung trat nicht ein; ihre Stimme war fort, nichts konnte sie singen. Das war ihr entsetzlich. In der Abendzeitung war folgendes zu lesen:

„Leider wird unser musikliebendes Publikum heute Abend nicht den großen Genuss haben, Effie van Laer zu hören, denn sie ist unpassabel und kann unmöglich singen. Die Musikdirektion wird sich genötigt sehen in aller Eile jemand anders an ihre Stelle zu rufen. Wer das sein wird, sind wir außer Stande zu sagen. Hoffentlich ist das Halsübel, das Effie van Laer so plötzlich und heftig befallen hat, nur ein vorübergehendes, sodaß sie bald wieder hergestellt, der Kunst erhalten bleiben möge.“

Aber, das war nicht der Fall. Effie van Laer verblieb mehrere Wochen in Cincinnati, doch fand sie keine Hilfe, ihre herrliche Stimme kam nicht wieder, obwohl die Erkältung gewichen war. Vollständig niedergeschmettert reiste sie nach New York. Aber auch Neuhörker Spezialisten vermochten ihr nicht zu helfen, ihre Kunst war umsonst. Da entschloß Effie sich im Süden Genesung zu suchen. Ende Januar brach sie nach Florida auf, wo sie bis zum Sommer verbleiben wollte. —

Fünftes Kapitel.

Ein Wunder.

Tampa Bay ist reizend und ihre Wasser sind tief und rein. Der Wind vom Osten kommend wehte wohltuend zum Tampa Hotel hinüber, fräuselte das Wasser und eine kleine Welle nach der andern kam leise plätschernd dem Ufer nahe. Balsamische Lüfte erfrischten die vielen Menschen, die, dem rauhen Norden entflohen, im ewigen Sommer Heilung suchend für irgend ein Weh, gekommen waren. Unzählige trieb der Drang hinunter nach Florida, um ein weiteres Stückchen der Welt kennen zu lernen. Andre Gäste wieder waren in Tampa aus purer Vergnügungssucht.

Gene Dame aber, die dort auf der breiten Veranda des Hotels im Schatten saß und den weißen Segeln nachsah, wie sie auf der Bay hin und her huschten, um dann am Horizont zu verschwinden, gehörte nicht zu diesen. Träumerisch blickte sie hinaus auf die Wasserflut. Niemand schien sie zu erkennen, was ihr recht angenehm war. Sie verkehrte nicht mit den Anwesenden. Ihrem Neujägeren nach war sie eine Erscheinung, die in die große Welt passte, doch wagte es niemand, ihr näher zu treten als nötig oder erlaubt gewesen wäre. In ihrem ganzen Benehmen und besonders in dem Ausdruck ihrer braunen Augen lag gleichsam die stille Aufforderung an jeden: ich möchte gern unbelästigt bleiben.

So finden wir Effie van Laer wieder. In einfacher weißer Sommertracht, mit einem großen Panama-Hut in ihrer Hand, saß sie täglich nachmittags am selben Ort auf der Veranda, wo sie einen entzückenden Ausblick auf die Bay hatte. Ihr war das laute Gelächter am andern Ende der Veranda zuwider. Heute schien sie besonders niedergeschlagen und gedrückter Stimmung zu sein. Sie legte die Hände zusammen und seufzte und sagte: Wo ist nun mein Glück? Dann zog sie ihr Tagebuch hervor, blätterte bis sie eine bestimmte Stelle fand, die sie noch einmal durchlas, dann nahm sie ihren Stift

und verbesserte an dem was, sie vorhin hineingekritzelt hatte, sodß es nun also lautete:

Mir winkte einmal ein süßes Glück,
Aus blauen Augen ein Liebesblick,
Wie keinen ich sah von allen.

Mich küßte einmal ein lieber Mund,
Ich zitterte nur in jener Stund
Und ließ es mir stumm gefallen.

Doch ach, ich verstand noch nicht den Blick,
Auch gab ich den Kuß nicht schnell zurück,
Drum ließ mich das Glück auch fallen.

Nun wein ich mit meine Augen wund
Und trage mein Unglück zu jeder Stund, —
Das Weh hört nie auf zu wallen. —

In der Tat, es schien als habe das Glück sie grausam im Stiche gelassen. Monate weilte sie schon hier, und nichts hatte sich in ihrem Zustande geändert. Ihre Stimme ward ihr nicht wieder geschenkt. Sinnend legte sie die Hände in den Schoß; vornübergebeugt schaute sie auf den Park, der sich vor dem Hotel ausbreitete, aber sie sah eigentlich nichts von all der Pracht, die sie umgab. Nun erhob sie sich und schritt langsam zu der großen Treppe hin. Dort hielt eine Equipage, in der sie Platz nahm, um ihre tägliche Spazierfahrt anzutreten. Raum war sie eine halbe Stunde fort, da nahten sich Schritte jenem Platze, da sie gesessen hatte. Ein Herr war es, der gerade heut erst im Hotel angekommen war und sich nach ihr erkundigt hatte. „Sie sitzt alle Tage dort auf der Veranda,“ wurde ihm mitgeteilt. Es war zu spät, sie war schon fort. Als er vernahm, Effie van Laer sei gerade ausgefahren, ließ er sich ein Reitpferd bringen. Er hoffte sie auf ihren einsamen Pfaden einholen zu können.

Es war Chester Masten, der seine Effie suchte. Seine Studien hatte er beendigt. Von Effie's großem Unglück hatte er

gehört. Weil er seine Vakanz antreten wollte, ehe er ins Amt eintrat, beschloß er, Effie in Tampa aufzusuchen. Was war natürlicher?

Es war Effie's letzte Spazierfahrt in Tampa. Lang blieb sie aus. Alle ihr so lieb gewordenen Plätze, die sie oft in ihren einsamen Stunden aufgesucht hatte, wollte sie nur noch einmal sehen. Zu guter Letzt wollte sie noch einmal hinaus zu ihren lieben Freunden vor der Stadt. Das waren ganz arme Leute, Mann und Frau und zwei Kinder. Das zweite war ein Kind von etwa zehn Jahren, aber von seiner Geburt an ein armer bedauernswerter Krüppel. Er lag stets im Bett, war kaum größer als ein Kind von fünf Jahren, obwohl er das Doppelte zählte. Es war eine wahre Zammergestalt. Jedoch, so unentwickelt sein Körper auch war, sein Geist war nicht zurückgeblieben; er war kein Idiot. Keine Seele schien ihm solche Freude zu bereiten als Effie. Wenn sie bei ihm eintrat, begrüßte er sie freudestrahlend. Stets brachte sie ihm Blumen, ganz ihr eigen Leid vergessend. Wenn sie an seinem Bett weilte, war der Knabe überglücklich.

Heute wollte sie das Kind besuchen, um von ihm Abschied zu nehmen. Als sie ihn vor einer Woche besucht hatte, war der Vermste sehr elend, und man fürchtete für sein Leben. Und wie erschrocken war Effie nun bei ihrem Eintritt in die Hütte, da sie sehen mußte, daß der Knabe sie nicht mehr erkannte. Es war klar, das Kind war dem Tod nahe. Der Anblick, der sich ihr bot, war für sie ein schrecklicher. Dennoch blieb sie, obwohl es bereits dunkelte, und setzte sich an das Sterbebett. Sie hatte noch nie einen Menschen sterben sehen. Wie der Atem flog und der Puls so unregelmäßig hämmerte. Ach, und die Augen, als wären sie schon im Tode gebrochen. Die dünnen Fingerchen suchten zitternd umher, tasteten ins Leere und griffen nervös nach der Bettdecke. Nun murmelte das Kind unverständliche Worte. Jetzt, so gut es gehen wollte, richtete der Knabe sich in seinem Bett auf, und rief seiner Mutter in gebrochenen Sätzen zu:

„Mama, jetzt höre ich die Musik, das herrliche Singen, von dem Fräulein Effie mir so viel erzählt hat. Mama, das können nur die Engel sein. O, wie ihre Harfen rauschen, höre doch nur!“

Mit weit geöffneten Augen fiel er vor Ermattung in seine Kissen zurück. Effie war doppelt schmerzlich getroffen, als der Knabe von dem Singen sprach. Es fuhr ihr durch die Seele wie Spieße und Nägel. Tränen rieselten leise aus ihren schönen braunen Augen an den bleichen Wangen herab. Ein doppeltes Leid erfüllte ihre Seele. Jetzt singt der Knabe wieder an zu reden.

„Mama, hole doch den Vater. Sag ihm, es wäre doch wahr. Mama, es gibt einen Himmel und Engel drinnen. Ich habe es immer geglaubt, was du mir gesagt hast. O sieh, ich sehe den Himmel offen! Nun singen sie wieder. Ach bitte, liebe Mama, hole Fräulein Effie, wenn sie das Singen hören könnte, die Engel würden ihr die verlorene Stimme wieder geben.“

Seine Mutter bedeutete ihm, daß Effie bei ihm wäre, ob er sie denn nicht sehen könne? Wie ein Blinder wandte er den viel zu großen Kopf und fragte:

„Nein, ich sehe sie nicht! Aber wenn sie nur hier wäre und singen könnte, hören könnte ich sie schon. O, jetzt ist alles ganz still geworden. Wie heilig! Ich glaube sie kommen jetzt und holen mich. Fräulein Effie, Fräulein Effie, sind Sie denn hier?“

„Ja, mein lieber Junge, ich bin da, bei dir. Was möchtest du von mir? Kann ich irgend etwas für dich tun?“

„Bitte, bitte, können Sie immer noch nicht singen? Nur ein Lied ehe ich sterbe. Ich sterbe gewiß recht bald. Nur ein Lied, Fräulein Effie, bitte, bitte, nur ein Lied!“ —

Wunderbar, war es die Macht des Mitleids, der Liebe zu dem sterbenden Kinde, oder war es gebieterische Nähe des Fürsten der Schatten, oder die übergroße Seelenerschütterung,

genug, genug — Effie gehorchte dem Verlangen des Kindes, stand auf und — wer mag's erklären? — sie fühlte eine merkwürdige Kraft, ein energisches Wollen ihr innerstes Wesen durchströmen und, gerade als wäre es selbstverständlich gewesen, sie öffnete ihre Lippen und — sang! Erst feierlich leise, zart und unsicher, aber mit jeder Note, die sie hervorbrachte, löste sich das Band der Stimme mehr und mehr, und endlich erklang ihr Gesang wie ein Triumph der Erlösung! Ihre Stimme war wiedergekehrt, nein, ihr wiedergegeben! und zwar in der Hütte eines sterbenden Krüppels und nicht auf der Bühne, die die Welt bedeutet, wo man mit rauschendem Beifall lohnt. Hier war es das Röcheln des Todes und das Rauschen der Fittige des Todesengels, das ihren Gesang begleitete, und nicht ein Orchester.

Effie hatte ohne erst lang sich zu besinnen gesungen: „*Zu Dir, o Herr, blickt alles auf*“, aus dem herrlichen Terzett aus Haydn's Schöpfung. Die Melodie des Bass-Solo, das nun folgte, sang sie mit ihrem Sopran, als sei es ihre eigenste Schöpfung. Denn bei dem Texte erkannte sie ihre tiefe Demütigung an. Ein Blick auf das sterbende Kind, und sie verstand die Worte wie nie zuvor, die sie nun mit tiefer Empfindung unvergleichlich schön sang:

„Du wendest ab Dein Angesicht,
Da bebet alles und erstarret.
Du nimmst den Odem weg —
In Staub zerfallen sie.“

„O, wie wahr! Noch während sie so sang, war der arme Krüppel erlöst, und seine Seele war hinüber, wo die Engel sind und singen ein Hallelujah nach dem andern. Ganz leise, engelrein, wunderschön stimmte sie nun noch aus Händels Messias an: „*Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.*“ —

Es war längst Nacht geworden. Ungefähr vor einer halben Stunde war der Kutscher von draußen gekommen und hatte

Bescheid gebracht, daß am Wagen ein Herr sei, der Effie zu sprechen wünsche. Effie hatte geantwortet, der Herr möge sich nicht länger bemühen, sie könne ihn jetzt nicht empfangen.

Es war Chester Masten gewesen. Er wollte nicht aufdringlich erscheinen, sonst hätte er einfach das Hüttelein betreten. Hätte er es doch getan! Welch große Freude wäre es ihm gewesen, in der Hütte Zeuge sein zu dürfen von dem, was drinnen sich so wunderbar vollzog. Aber er dachte, er wolle bis morgen warten, dann werde er Effie besuchen. So ging er nur an ihren Wagen, legte einen allerliebsten Blumenstrauß, den er am Wege, im Wald und an den Hecken gepflückt hatte, auf ihren Sitz, nachdem er mit langen Grashalmen seine Karte darangebunden hatte, auf welcher zu lesen war:

Chester Masten.

Er hatte es geschickt verstanden, ein kleines Billet in dem Strauß so zu verbergen, daß es nicht gleich zu entdecken war; dann gab er seinem Pferd die Sporen, und im scharfen Trabe ging es zurück zum Tampa Hotel.

Wenn Chester Masten an dem Abend eine Stunde später hätte sehen können, wie eine Dame in dunklem Reiseanzug das Hotel beim herrlichsten Mondchein verließ und später den Eisenbahngzug nach dem Norden bestieg, so würde er dabei sich wohl nichts gedacht haben, so lange die Dame ihm unbekannt gewesen wäre, so aber war es Effie van Laer, die abreiste. Die Hoffnung geheilt zu werden, hatte sie aufgegeben. Nun wollte sie heim und den Rest des Sommers an der atlantischen Küste verleben. Und jetzt erst recht, da sie so unbeschreiblich glücklich war, wieder singen zu können, daß sie in ihrem Coupe auf dem Wege zum Bahnhof Freudentränen vergoß. Die Vorbereitun-

gen zur Reise waren bereits getroffen, ehe sie ihre letzte Fahrt in Tampa mache. Nun trieb es sie, so schnell als möglich fort zu kommen. Ihre Stimme war unter so ganz eignen Umständen wiedergekehrt, daß sie es als ein Wunder ansehen mußte. Und dieses Wunderbare führte ihre Seele zu dem, der allein Wunder tut. Sie schämte sich nicht im geringsten dieses unumwunden einzugestehen und Gott allein Lob und Preis zu sagen. —

Nun saß sie im Eisenbahnwagen und hatte nach der gewaltigen Aufregung genügend Muße im Geiste alles noch einmal, und immer wieder an sich vorüber ziehen zu lassen. Da endlich entzann sie sich auch des Blumenstraußes, den man ihr in den Wagen gelegt hatte. Sie hatte ihn noch gar nicht betrachtet, er war ja so klein, nur ein Strauß von Wald- und Feldblumen. In der Dunkelheit und Eile hatte sie denselben schnell in ihre Handtasche gesteckt. Nun framte sie in ihrer Tasche, und richtig, ganz zerknittert und zerquetscht brachte sie ihn hervor. Da sieht sie auch das kleine, zierliche Billet. Das Blut schoß ihr in heißer Welle zur Stirne, das Herz schien ihr momentan stille zu stehen, als sie Chesters Namen und folgende Verse gelesen hatte:

Den hellen, frohen Sonnenschein
Verlangt mein Herz zu sehen,
Und dann mit Dir, mein Lieb, so fein
Zu gehen.

Da drunten weit im sonn'gen Süd',
Wo die Orangen glühen,
Weilst Du nun unter Rosen, Lieb,
Zu blühen.

Es rauscht die Palme in dem Hain,
Zephir streift Dir die Wange —
Sei glücklich, Lieb, sei, wenn allein,
Nicht bange.

Horch auf der Vögel frohen Sang,
Des Meeres heimlich Rauschen,
Draus kannst Du meiner Stimme Klang
Erlauschen.

Im Geiste bin ich stets bei Dir
Trotz Eis und Schnee im Norden,
Bist ferne nur noch teurer mir
Geworden.

Das war nun eine neue, ganz unerwartete Aufregung. Effie machte sich Vorwürfe, daß sie Chester nicht habe in die Hütte kommen lassen. Doch, es war zu spät. Auch konnte sie nicht mehr zurück; weiter, immer weiter trug sie der Eisenbahnzug der nördlichen Heimat entgegen. Sonderbar, daß Chester sich in ihrer unmittelbaren Nähe befand, als sich das Wunder dort in jener ärmlichen Hütte vollzogen hatte. Das schien ihr aufs neue ein Fingerzeig Gottes zu sein. Solche Gedanken lagen ihr sonst ziemlich fern. Sollte es dennoch Gottes Wille sein, daß ihre Sängerlaufbahn auf immer zu Ende sei, gerade jetzt, da sie dieselbe hätte von neuem betreten können? Was wollte Chester Masten von ihr? Sie mußte sich sagen: Er weiß so gut wie andre von meinem Schicksal, und ist mir in den Süden gefolgt — aus Liebe, mir aufs neue seine Hand zum Lebensbund anzubieten.

Kam er nicht dennoch zu früh? Schon waren sie wieder viele Meilen auseinander, denn ihr Zug rollte dem Norden zu, und Chester war in Tampa. —

Sechstes Kapitel.
Endlich ergeben.

Der Sommer war verschwunden. Auch der Herbst hatte längst das Laub von den Bäumen geschüttelt. Der Winter war wieder da. Nachdem Chester sich bis zum Herbst im Süden aufgehalten hatte, kam er wieder heim. Er hatte Effie's plötzliche Abreise von Tampa in Ruhe hingenommen und schickte sich in

das Unvermeidliche, geduldig wartend. Seine Bakanz war nun zu Ende. Seine erste Anstellung als Prediger erhielt er in Philadelphia. Dort arbeitete er in treuer Hingabe an seinen Beruf.

Da kam das liebe Weihnachtsfest. Es fiel auf einen Freitag. Da die Amerikaner das Familienfest nicht wie die Deutschen am heiligen Abend feiern, so beschloß Chester am heiligen Abend, also am Donnerstag, in New York zu sein, um wenn irgend möglich Effie van Laer zu Hause auzutreffen. Er nahm an, daß van Laers wie immer als Deutsche ihre Weihnachtsfeier abhalten würden. Ob er aber Effie antreffen würde, konnte er nicht wissen. Jedoch, wenn er auch nur einen Abend in New York sein dürfe, das würde ihm genügen.

Kurz entschlossen hatte er Effie seiner Entschluß mitgeteilt: wenn sie über die Feiertage zu Hause und er willkommen sei, so möge sie es ihm gefälligst mitteilen. An Stelle eines Briefes kam ein Telegramm mit dem einen Worte nur „Komme!“ O, wie jubelte er in seinem Herzen über dieses eine Wörtlein. Es teilte ihm eine Welt von Seligkeit und Glück mit.

Erwartungsvoll saß Effie an dem Donnerstagabend in ihrem Klavierzimmer. Ihre Schönheit, ihr natürlicher Reiz war im Laufe der Jahre nicht geschrunden. Doch alles Mädchenhafte war einer ernsten, edlen Weiblichkeit gewichen. Ihre Augen glänzten wo möglich noch strahlender als gewöhnlich. Um ihren Mund lagen seine aber ernste Züge, die an herbe und an trübe Tage erinnerten. Im Ganzen machte ihre Erscheinung den Eindruck des inneren Friedens. Alles, was die Welt ihr bieten konnte, war ihr geboten worden. Aber das hatte sie nicht befriedigt. Nun hatte sie in stiller Ergebung erkannt, daß Gott in ihren Lebenslauf merklich eingegriffen habe. Es war in den letzten Monaten aus der berühmten Sängerin eine stille Christin geworden. Auch ihre Eltern hatten den Finger Gottes erkannt, und es lag infolgedessen ein stiller Friede auf der glücklichen Familie. —

Als Effie so da saß, war es begreiflich, daß sie an vergangene Zeiten dachte. Ihr Gedächtnis erinnerte sie denn auch an jene Weihnachtsfeier, von der Chester ihr damals im Schlitten erzählt hatte. Ja, da waren sie glückliche Kinder gewesen, da hatte sie gesagt: „Ich liebe Dich.“

Das durfte sie jetzt von ganzem Herzen sagen. Sie hatte Chester auch eigentlich immer geliebt, aber ihre Ruhmsucht hatte es nicht zugelassen, daß sie sich und auch ihm ihre Liebe gestand. Jetzt wollte sie gern nachgeben, wenn Chester sie nur noch seiner würdig erachteten wolle. Da fiel ihr ein altes Liedlein ein, das sie schon lange nicht mehr gesungen hatte. Endlich fand sie es, die Bogen waren schon vergilbt. Erst las sie den Text aufmerksam und mit Bedacht durch, dann setzte sie sich an den Flügel und sang mit voller Hingabe das kleine Liedlein, das also lautete:

Kein Sternlein will mir leuchten
Mit seinem hellen Schein,
Es will die müde Erde
Im Dunkeln schlafen ein.

Des Waldes Sänger schweigen
Und ruhen aus vom Flug,
Der Berge Kronen schwinden
Im grauen Nebelzug.

Der Bäume Wipfel wiegen
Und legen sich zur Ruh,
Im Tale singt die Quelle
Ihr murmelnd Lied dazu.

Es schwand in finstern Wollen
Des Mondes Silberstrahl,
In schwarze Nacht gehüllt
Hat rings sich Berg und Tal.

Doch über allen Schläfern
Ziehn durch die Lüfte sacht,
Biel tausend Liebesklänge
Wohl durch die dunkle Nacht.

Auch ich send meine Grüße
Zu dir, mein Liebchen fein,
Du bist in Nacht und Nebel
Mein Licht, mein Sonnenschein!

Sie hatte nicht gemerkt, daß unterdessen, gerade als sie den letzten Vers anstimmtte, Chester von ihrer Mutter ins Zimmer geführt wurde. Den letzten Vers hatte Chester noch ganz mitangehört. Als sie geendet hatte, stand Chester neben ihr am Flügel, lehnte an denselben, schaute ihr treu in die Augen, und sagte nur: „Effie“. Als sie das Wort aus seinem Munde hörte, wollte ihr das Herz vor heimlicher Freude fast zerspringen. Sie hatte ihn ja wohl erwartet, aber so hatte sie sich das Wiedersehen nicht vorgestellt. Sie ließ ihre schönen Hände auf den Tasten ruhen, sah auf zu dem Mann, der ihr ganzes Denken einnahm und sagte ganz leise aber tief empfunden:

„Chester, bist du endlich da?“

„Hattest du so sehr auf mich gewartet?“

„Ach, das mußt du böser Mann gar nicht wissen.“

„Na, Effie,“ — sie setzten sich in die bequemen Sessel — „ich freue mich aufrichtig, daß ich dich wieder sehe, und zwar jetzt da du deine Stimme wieder hast. Das habe ich eben erst von deiner Mutter gehört, und auch da ich dich so herrlich singen hörte. Seit wann bist du wieder zu Hause?“

„Seit Oktober.“

„Schon so lang und hast noch kein Engagement wieder angenommen?“

„Das kann ich ja noch immer tun. Ich habe keine Eile damit.“

Mit diesen Worten hatte sie Chester hart getroffen. Er konnte die Antwort kaum anders verstehen, als daß sie aufs neue in die weite Welt ziehen wollte. Er stand auf und setzte sich auf einen andern Stuhl, um seine innere Aufregung so viel als möglich zu verbergen. O, wie weh es ihm tat! Sie waren

ganz allein. Er begann aufs neue zu reden und — Effie van Laer fühlte es im geheimsten Herzensgrunde, daß ihre Stunde nun geschlagen hatte.

„Effie, du weißt, du bist mir lieb und wert wie keine andre. Nach drei Jahren bin ich nun wieder hier. Ich liebe dich; ich habe dich immer geliebt. Du hast deine Stimme wieder. Das ist Glück, ja Gnade von Gott. Ich werde dir nicht im Wege stehen wollen, wenn du wieder singen willst. Willst du das denn wirklich?“

„Ei freilich will ich das, und zwar will ich immer singen, so lange ich meine Stimme habe,“ und der alte Schalk von früher war über sie gekommen. „Höre nur, wie meine Stimme wieder so rein und helle ist.“

Und nun sang sie die Tonleiter hinauf bis auf das „E“, auf dem sie einen Triller anschlug. Dann hell auflachend mit freudestrahlendem Gesicht meinte sie:

„Denkst du nicht auch, ich darf es wieder wagen, die Bühne zu betreten, um durch meinen Gesang Tausende zu entzücken?“

„Ja, du hast Glück bei all deinem Unglück gehabt. Für wen willst du denn singen? Was sind deine Pläne? Darf ich das wissen?“

Mit wundem Herzen sprach Chester dieses, aber Effie sollte nicht sehen, was er litt.

Auf seine Frage hatte Effie nicht so schnell eine Antwort bereit. Sie sah Chester an und bewunderte seine Ruhe, seine Ausdauer und seine Liebe. Ein Schimmer legte sich über ihre Augen, dann wurden sie feucht — Freudentränen glänzten in denselben, wie der Morgentau im Sonnenlicht. Freude erstickte auch ihre Stimme. Das alles kam so schnell, daß Chester aufstand und, in der seligen Ahnung dennoch sein Herzensglück für immer gefunden zu haben, trat er auf sie zu, hob sie aus ihrem Sitz, zog sie an sich und, während heiße Tränen unter glücklichem Lächeln auf seine Hand fielen, warf sie sich an seinen Hals, umschlang ihn, und sagte:

„Ach, du lieber Mann, Chester, für wen ich singen will?
Für dich und den lieben Gott, für wen denn sonst? Wenn ich
deiner und meines großen Glückes noch würdig bin.“

Er schloß sie in seine Arme und preßte sie zum erstenmal
an sein Herz. Dann zog er ihr allerliebstes Köpfchen hervor,
nahm es zwischen seine zwei Hände und küßte sie, wie nur ein
Bräutigam seine holde Braut küssen kann, und sagte dann:

„Tausend Dank, liebe Effie! Nun bist du mein, und mein
Herz ist zufrieden. Gewiß bist du meiner wert. Allein, Gott
der Herr hat sich erst ins Mittel legen müssen, um uns in seiner
Schule für einander zu erziehen. Bist du nun glücklich und
zufrieden?“

„Chester, ja; laß mich auch dich glücklich machen. Ich liebe
dich, ich habe dich auch immer geliebt.“ —

Der Bund war geschlossen. Die Eltern gaben ihren Segen.
Und unter dem strahlenden Lichterbaum ward die Verlobung
gefeiert von Chester Masten und Effie van Laer. —



Doch singen kann ich's nicht.

Wenn sich der Tag geneiget hat,
Sich nachts noch röhrt ein müdes Blatt,
Dann leg auch ich mich hin zur Ruh
Und schließe meine Augen zu
Und röhre fast kein Glied.
Dann kommt das süße Lied,
Ich hör' die Wundertöne
Wie Harfenklang so schöne,
Doch singen kann ich's nicht.

Es hält mich wie in einem Bann,
Und alles, was ich je ersann,
Verschwindet wie ein Nebelstreif;
Und ob ich zu der Harfe greif
Und schlag sie leise an,
Zu singen, was ich kann —
Dann rauschen wohl die Töne
Wie Saitenklang so schöne,
Doch singen kann ich's nicht.

Dann denkt so still ich für mich hin, —
Ein Ahnen geht durch meinen Sinn,
Dass um mich her in stiller Nacht
Des Himmels Geisterheer noch wacht, —
Mit freudigem Gefühl,
An goldnes Harfenspiel.
Nun klingen wohl die Töne
Wie Himmelsklang so schöne, —
Doch singen kann ich's nicht. —



Die Pflege deutscher Poesie.

Wenn man nicht zu optimistisch erscheinen will, so wird es gut sein, es mindestens als fraglich hinzustellen, ob es sich wohl lohnen möge, über obiges Thema ein Wort zu sagen. Immerhin ziehe ich es vor, in dieser Sache etwas zu optimistisch, als zu pessimistisch zu sein. Denn es bleibt eine anerkannte Tatsache, daß der Sinn für die Poesie, und besonders die Lyrik, bei den Deutschen hier zu Lande noch nicht total eingeschlummert ist.

Ziehen wir aber den Kreis enger, so möchte ich gleich an dieser Stelle auf etwas hinweisen, das aufs engste mit unserm Thema zusammenhängt: das ist das deutsche Pfarrhaus. Und wenn auch der große Umschwung und Wechsel der letzten Jahrzehnte sich bis in die stillen Räume des deutschen Pfarrhauses hinein Geltung verschafft hat, und die Übergangszeit auch hier sich Bahn schafft, ja, gerade das Pfarrhaus mit seinem großen Einfluß aufs Volk direkt und total für sich gewinnen möchte und leider auch zum Teil schon gewonnen hat, so besteht diese Einrichtung noch immer zu Recht, und wir dürfen hoffentlich noch lange, auch in Amerika, von deutschen Pfarrhäusern reden.

Es steht außer Frage: das deutsche Pfarrhaus hier zu Lande ist eine bedeutende Pflanzstätte der Bildung und der Tüchtigkeit auf dem Gebiet der Literatur und der Kunst bis auf den heutigen Tag gewesen. Getrost darf es sich einen beträchtlichen Anteil an der Verpflanzung und der Erhaltung der deutschen Sprache in diesem Lande zulegen, ja noch mehr, der

Segen und der erzieherische Einfluß, der von demselben ausgegangen ist, ist nicht zu ermessen. Und warum sollte dieser Einfluß nicht immerfort weiter wirken?

Ich will mich gewiß keineswegs den Schwierigkeiten gegenüber verschließen, die gerade auf das deutsche Pfarrhaus einstürmen, und die alle aus den bestehenden amerikanisch-bürgerlichen Verhältnissen und Einrichtungen in Familie (soweit sie in unserm Lande wirklich noch als solche besteht), Schule, Kirche und Staat hervorgehen, und im Grunde ganz berechtigt sind, denn nicht „Germania“ sondern „Columbia“ ist unsre Heimat.

Aber bei allem sollten die hohen, herrlichen Schätze und Güter der deutschen Künste, besonders der Literatur, und im allerengsten Sinn, der deutschen Lyrik im deutschen Pfarrhaus nicht bei Seite gelegt werden, denn wo das geschieht, da ist bald auch in der Tat der Lebensfaden mit dem wahren deutschen Sinn und Wesen abgeschnitten. Allein, wer könnte wohl den rechten Sinn und die wahre Lust und Liebe zu dem wunderhellen Born der deutschen Lyrik verlieren, selbst wenn er hier zu Lande geboren, von deutschen Eltern abstammt? Mir wäre das nur begreiflich als ein Akt der Undankbarkeit und Verachtung gegen die Voreltern.

Es ist darum klar, und wir erkennen es dankbar an, wenn heute noch so viel, mehr als man im allgemeinen annimmt, von dieser Liebe zur deutschen Poesie in unserm Land vorgefunden wird, dann haben wir es vornehmlich dem deutschen Pfarrhause zu danken.

Nun will ich aber auch nicht vergessen, auf die großen Anforderungen hinzuweisen, die an das deutsche Pfarrhaus in unserem Lande von jeher gestellt worden sind. Ich kann da nur Andeutungen machen. Wieviel Zeit hatte der Pionier im Westen als Missions- und Reiseprediger auf seinen mühseligen, zeitraubenden und oft gefährlichen Berufswegen noch übrig, um Gedichte zu lesen, oder gar selber solche zu verfassen? Und

doch ist es geschehen, daß der Missionar im Sattel seine Lieder schrieb. Wieviel Zeit hat heutzutage ein vielbeschäftiger Großstadtpfarrer noch für die Muse übrig? Und doch gibt es deren eine ganze Anzahl, die kräftig in die Saiten der Harfe greifen. Oder woher nimmt der Landpfarrer seine Zeit dazu, der seine Mußestunden meist dem Kuh- und Pferdestall, den Hühnern und Schweinen, dem Obst- und Gemüsegarten widmen muß, wenn er und die Familie das Jahr hindurch etwas Ordentliches zu essen haben will und nicht etwa buchstäblich „Schweineknochen“ abzunagen bekommt, wie die Bauern mir sie in der Winterzeit brachten, weil — wie sie sagten, „doch alleweil nix annersföh mehr ware dut!“ Und doch weiß ich heute von solchen Pastoren, die es fertig bringen, bei dieser rohen Prosa die Poesie nicht zu vergessen. Oder wie ergeht es dem Pastor in den kleineren Städten, dessen Zeit fast gänzlich aufgeht mit Schulehalten und mit Leitung all der vielen Versammlungen, die so eine Kleinstädtler-Gemeinde den großen nachmachen will und, weil es an nötigen und richtigen Kräften fehlt, muß der Pastor überall einspringen; ferner wird von ihm erwartet, daß er den üblichen „Union Services“, „Socials“, „Meetings of Committees“ usw. beiwohne; wo nimmt er da noch Zeit her, der Poesie auch nur einen guten Gedanken zu widmen, geschweige denn von Pflege derselben zu reden. Und wenn dennoch hier und da ein Augenblick dafür wegzu schnappen wäre, besäße er dann noch die nötige Frische, denselben recht nutzbringend anzuwenden? Wäre nicht sein Denkvermögen so sehr abgespannt und erschöpft, daß er nur noch einen Wunsch hegte, nämlich den Wunsch nach Schlaf und Ruhe? Und dennoch bringt es hier und da ein, in solchen Verhältnissen stehender Pastor fertig, die Poesie zu pflegen. Endlich die Pfarrfrauen und die Kinder, die gewiß auch zum Pfarrhaus gehören — wie steht es mit diesen? Da höre ich lieber auf, denn das würde dies Kapitel zu lang machen. Doch denken wir nur an ihre Lage, — ganz gleich, wo sie sind, ob in der Stadt, oder auf dem Lande — wie wenig Zeit finden

sie gerade für das, was ihnen allesamt so ersprießlich wäre: ein erquickendes Gedicht, einen poetischen Erguß zu lesen, was sie heraushebt über das oft erschreckliche Einerlei ihres Lebens.

Wenn ich auch in den verflossenen 13 Jahren mich in äußerst prosaischen Atmosphären habe bewegen müssen, so bin ich deswegen noch lange nicht der Kunst im allgemeinen untreu geworden, im Gegenteil: je prosaischer und alltäglicher, je eintöniger und gleichmäßiger das Geschäftsleben seine Forderungen an mich stellte, desto mehr reiste in mir das Verlangen nach Mitteilung im besonderen. Und was so auf dem Grunde einer Menschenseele, als süße Gottesgabe schlummert, das zieht endlich doch der rastlose Menschengeist aus dem schier unergründlichen Schachte menschlicher Anlagen zum Licht empor, und so verschieden dann auch die Produkte sein mögen, im Sinne des Erzeugers sind es immer mehr oder weniger kostliche Perlen, die nie verfehlten, Anerkennung zu erzielen und, — wenn auch letztlich nur die eigne.

Bei mir war es nun die Liebe zur deutschen Poesie, die mich in meinen Mußestunden königlich unterhielt und mir des Lebens Bitterkeit und Harm versüßte. Allein wer im Leben meint etwas Schönes gefunden zu haben, der ruft seinen Freunden wohl zu: kommt, seht und hört, was ich gefunden habe, ich will es mit euch teilen, es möchte auch euch eine kleine Freude bereiten.

Mit andern Worten: der Dichter möchte gern gehört werden, und das ist kein ungerechter oder gar ein unbescheidener Wunsch. Denn das Schaffen des Dichters geschieht niemals um des schnöden Mammons willen, sondern ist immer zunächst Selbstbefriedigung und, und wie Schiller das so schön ausdrückt: ein „Gehorchen der gebietenden Stunde“, also stets ein Schaffen auf Antrieb des Geistes. Aber sobald ihm die Muse die Kinder gebar, beseelt ihn auch das lebhafte Verlangen, sie dem Volke als Gemeingut anzubieten, und dann kennt er keinen sehnlicheren Wunsch, als daß dies Anerbieten auch angenommen

werden möchte. So schrieb mir einmal einer meiner Freunde in gar launiger Weise über seine Musenkinder:

„Und wären sie Stroh, und wären sie Holz,
Meine Musenkinder sind doch mein Stolz.
Und fragt ihr, warum ich sie drücken lass?
Ihr Freunde, das ist ja gerade der Spaß.
Nennt eine Mutter ein Kindlein ihr eigen,
So will sie auch aller Welt es zeigen.“

Es ist nie anders gewesen. Der Dichter kann ebenso wenig das Schaffen unterlassen, wie der begabte Tonkünstler es unterläßt in den Zeichen, die wir Noten nennen, niederzuschreiben, was sein Ohr, ebenfalls in der gebietenden Stunde, hört, um es so sich und der Nachwelt zu erhalten. Der Tonkünstler läßt den Hörer an seinem Innenleben teilnehmen, genau dasselbe tut der Dichter, nur in weitaus erhöhtem Maße, und bedient er sich dabei freilich nicht der Töne, sondern der Sprache. Wenn ich nun diesen Vergleich nur noch einen Augenblick festhalte, so muß zugegeben werden: die Musik ist gleichsam die Universalssprache der Seelen, die ein jeder versteht, während der Dichter nur in seiner Sprache singt, und seine Lieder nur durch Uebersetzungen oder auch wieder durch Vertonung andern Völkern zugängig gemacht werden können, was immer den Wert, wie auch den tiefgehenden, direkten Einfluß etwas vermindert.

Leider muß hier konstatiert werden, daß man in unserer Zeit der Poesie im allgemeinen und der Lyrik im besonderen so kalt und teilnahmslos gegenüber steht. Denn einmal geht die Dichterseele auf den Grund der Dinge, sodann schwingt sie sich hinauf in die höchsten Sphären des menschlich Idealen und entwickelt dabei die wunderbare Gabe, sich in die mannigfachsten Seelenstimmungen des Menschen hinein versetzen zu können. Und diesen Geistesflügeln, die oft an das Gotthafte grenzen, vermag nicht eine jede Seele, die mit tausend Ketten an das Früdische gefesselt ist, so ohne weiteres zu folgen.

Als meine Gedichtsammlung im letzten Sommer erschien, schrieb mir Herr Prof. Baur vom Predigerseminar in St. Louis, Mo.: „Wer liest heute noch lyrische Gedichte, heute im Zeitalter der Romane und Zeitungen?“ Seine Frage ist leider nur zu berechtigt, und es ist schade, daß es so ist. Aber sollte es nicht anders sein? Und sollte es nicht anders werden können?

Es ist wahr, wir leben nicht in Deutschland, dennoch wage ich zu sagen: Ja, es sollte unter unsren Deutschen hierzulande anders sein, und die Hoffnung, daß es einst auch anders werden könnte, darf nicht so ohne weiteres aufgegeben werden. Man darf nur nicht nachlassen, die geeigneten Anstrengungen und Befähigungen mit allen Kräften und Mitteln geltend zu machen.

Weil nun die Poesie und ganz besonders die deutsche Poesie sehr wenig geachtet und geehrt wird, darum ist der auch ganz besonders übel dran, der hierzulande mit poetischen Gaben in deutscher Sprache sich an das deutsche Publikum wendet, um sich Geltung zu verschaffen. Unser Deutschtum aber sollte den Bestrebungen und Erfahrungen des alten Vaterlandes auf diesem Gebiet ebenjowenig wie auf andern Gebieten gleichgültig gegenüberstehen. Denn unter allen Völkern der Erde ist wohl kaum eins zu nennen, das von jeher einen so hohen Idealismus kundgab und ihn auch so hingebend pflegte, wie das deutsche. Und dennoch ist es in unseren Tagen, hundert Jahre nach den großen Befreiungskriegen, in denen das deutsche Lied ein so gewaltiger Faktor war, nicht zu leugnen, daß auch das deutsche Volk durch den gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung der letzten Jahrzehnte so sehr auf das Praktische und Nützliche gerichtet ist, daß die Erhaltung des idealen Sinnes des Volkes Gegenstand ständiger Sorge der Volkserzieher geworden ist, und man allen Ernstes bemüht ist, den Strom der Verflachung und Verschwommenheit, gepaart mit dem Schaum des Modernismus zu dämmen und eventuell in den klassischen Kurs von Weimar und Jena zurück-

zuführen und darin zu erhalten.

Allein wir sind nicht in Deutschland, sondern leben in dem Lande des Dollars und der unbegrenzten Möglichkeiten, und daher ist es nicht recht angebracht, einen strengen Vergleich anzustellen und festzuhalten. Aber wir sind Söhne und Töchter des alten Vaterlandes, und wäre es auch schon die zweite oder dritte Generation, die heranwächst, so sollten wir das Erbe der Väter auch hier im Kampf ums Dasein niemals ganz aus den Augen verlieren, denn auch hier heißt es: „Erwirb es, um es zu besitzen.“

Allein, die Anstrengungen und Bestrebungen von Lehrern, Pastoren, Professoren, Literaten, Rednern und Dichtern scheinen noch immer nicht den erwünschten Erfolg gezeitigt zu haben. Denn es ist offenkundige Tatsache: die täglichen Zeitungen, die von Mord- und Skandalberichten stroßen, die Schund- und Schandliteratur, Romane und Novellen bilden fast ausschließlich die Geistesnahrung von Millionen, und bei dem rabiaten Lesen des Publikums weiß kaum einer vom Hundert am nächsten Morgen, was er am Abend vorher gelesen hat. Die Flut von unterwertigen, sinnbefriedigenden, Herz und Seele verderbenden Büchern und Schriften staut sich turmhoch gegen den kristallinen Strom der echten, wahren Poesie eines Dichterherzens und zieht bei Unzähligen auch noch den letzten Rest des Verlangens nach Reinheit und Schönheit im deutschen Lied mit hinein in den Sumpf der Verflachung.

Ist es da nicht an der Zeit aufzuwachen? An Wächtern hat es nie gefehlt. Die Dichter sind die Wächter, und ihre Wächterrufe sollten fürwahr im Volke nicht umsonst verhallen. Wer sieht wohl so tief hinein in die Volksseele wie der Dichter von Gottes Gnaden? Die Dichter sind die Wächter, Propheten und Seher im wahren Sinne des Wortes, und ihre Dienste in diesem Lichte betrachtet sind noch nie zu hoch von einem Volke eingeschätzt worden. Wächter und Seher sind sie, weil sie auf dem Grunde der eignen Seele das sehen, was dem Volke

strommt, und es in hohem Grade glücklich machen kann, wenn es sich der Flammenchrift des Dichtergeistes frei und offen zuwendet. Wächter und Seher sind sie, weil sie wie keiner mahnen und warnen vor Ueberschätzung der materiellen Werte und vor der Alltagsphrase. Wächter und Seher sind sie, weil sie tief hinein in das eigne Selbst führen, und zwar selbstlos bis zur Entäußerung.

Denken wir nur an Theodor Körner mit seinem Wächterruf:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen.“

Und an Ernst Moritz Arndt mit seinem: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ.“ Und in unseren Tagen an Tolstoi mit seinem gewaltigen Appell an das Gewissen der Regierung sowohl wie an das des Volkes. Auch erinnere ich an Geibel und erwähne nur sein: „Was uns fehlt“, das anhebt mit den erschütternden Worten:

„Es ist in leere Nüchternheit die ganze Welt versunken,
Und keine Zunge redet mehr vom heil'gen Geiste trunken;
Die Poesie, das fromme Kind, ist scheu von uns gewichen.“

Wie führt er das Volk zurück in das eigne Selbst, und somit zurück zum Urquell aller Dinge, zu Gott. — —

Wie ist man doch in unsren Tagen so sehr darauf bedacht, gesundheitlich fördernd zu wirken. Den Einzelnen, wie auch die große Masse will man vor schädlichen Körpereinflüssen bewahren. Leibliche Unverdorbenheit, also volle Gesundheit wird mit allen der Hygiene bekannten Mitteln angestrebt. Und in der Tat ist dies ein rechter Schritt in der rechten Richtung und kennzeichnet die hohe Ehre eines Volkes. Aber sollte das gleiche nicht gelten und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln für den Geist und die Seele des Menschen angestrebt werden? Wie es Geist-

mischer in der Zubereitung der Lebensmittel gibt, so hat es auch immer solche gegeben in der Darreichung des Lesestoffes. In der Sudelküche geistiger Nahrung gibt es so gewissenlose Giftmischer, die auf die gemeinsten Begehrungen von jung und alt spekulieren, und um den Glanz des Goldes willen das Gewissen Unzähliger ruinieren und somit ein geistiges Siechtum erzeugen.

Man erläßt Gesetze dagegen; man ruft die Polizei um Hilfe an; aber diese Mittel haben noch nie geistiges und moralisches Siechtum eines Volkes beseitigt. Das ist allein möglich durch weises und richtiges Vorbeugen und durch Darreichung von echter, kräftiger Seelenspeise, die das Gewissen, die Moral und den religiösen Sinn von Jugend auf in dem Maße schärft, daß das Gute nicht nur klar definiert vom Bösen zu unterscheiden ist, sondern auch stets den Vorzug behält.

Es ist eine anerkannte Tatsache, die niemand widerlegen wird: unter den uns vom Schöpfer verliehenen Künsten wirkt am unmittelbarsten die Dichterkunst auf den Menschen. Eine so vielseitige Bereicherung und Vertiefung des Seelenlebens geht von ihr aus, wie von keiner anderen Kunst. Es wohnt ihr eine tiefgehende Beeinflussung der Welt- und Lebensanschauung und, damit verbunden, der höchste Wert erzieherischer Tätigkeit inne.

Hörchen wir nur einmal hinein in den Dichterwald der deutschen Muse. Wie ein tausendstimmiger Chor schallt es uns entgegen von den Tagen der Reformation an bis hinein in unsere Zeit der nackten, kalten Prosa. Wer könnte auch nur annähernd den Wert und den Einfluß der geistgewaltigen Luthersieder einschätzen? Diese urwüchsigen, markigen Lieder Luthers erflingen wie Posaunenstoße aus der Tiefe der Volksseele heraus und wieder hinein in die Volksseele wie süßer Harfenklang, so tröstend und erhebend. Welch ein Strom gesunden Lebensblutes ist dem deutschen Volk mit dem einzigen Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ eingegossen

worden!

Hören wir Paul Gerhardt. Wie ergreifend ist es doch, wenn er uns nach Gethsemane und nach Golgatha führt mit seinem: „O Haupt voll Blut und Wunden“ und „O Welt, sieh hier dein Leben.“ Wie lädt er uns ein, ihm zu folgen hinaus in Gottes freie, herrliche Natur mit dem frohen Lied:

„Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser schönen Sommerzeit.“

Welch einen reichen Schatz hat er der Familie in seinen Liedern hinterlassen. Wo wäre eine gute, fromme deutsche Mutter, die nie an der Wiege ihres Kindleins gesungen hätte:

„Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein;
Will Satan mich verschlingen,
So lasz die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzt sein.“ —

So klingt es weiter bis hinein in die große Zeit der großen Dichter: Herder, Wieland, Lessing, Klopstock, Körner, Schiller und Göthe, wo es auf immer in der Literaturgeschichte niedergelegt wurde, was Schiller so klassisch schön ausdrückt:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert.“

Auch heute noch quillt der ewig junge Born der deutschen Muße, und besonders der Lyrik, und wird auch nie versiegen. Auch hier in der neuen Heimat der Deutschen ist der rauschende

Quell der Lyrik zu hören. Wenn auch nur vereinzelt hie und da ein Deutsch-Amerikaner in die Saiten greift, so erklingt es unserm Ohr doppelt schön in dieser nüchternen, aufs Neuerliche gerichteten Zeit.

In dem Staat Pennsylvania war es Harbaugh, der in seinem launigen Pennsylvanisch-Deutsch so kostlich sang. Ich brauche nur zu erinnern an sein: „Das alt' Schulhaus an d'r Krik“. In Wisconsin war es Konrad Krez, der mit seinem: „An mein Vaterland“ den Deutschen unvergeßlich geworden ist. Aus kirchlichen Kreisen hebe ich nur etliche hervor: Dr. John, Dr. Gundert, August Verens, Frau Pastor Quinius, Dr. Liebhart, Dr. Nagler, Prof. Schaller, Hermann Fick, Paul Beyer und viele andere, die Bedeutendes für die Pflege der deutschen Poesie geleistet haben.

So kennen wir heute eine ganze Schar von Sängern, die es uns ans Herz legen, daß die Lust und Liebe nicht nur zur deutschen Sprache, sondern auch besonders zur Lyrik noch lange nicht unter dem Hafsten und Zagen unseres unruhigen Volkes erstorben ist. Warum sollte das auch eintreten? Nicht nur Deutsch-Amerikaner, nicht nur hiergeborene Deutsche, sondern Stockamerikaner interessieren sich heute weit mehr für deutsche Literatur als je zuvor. Sagte mir doch erst kürzlich ein gebildeter Amerikaner, der sich meine Gedichtsammlung angeschafft hatte (und zwar sagte er es in dem besten Deutsch): „Nebst Threm Bande besitze ich etwa einhundert deutsche Dichter. Ich finde sie sehr interessant und wundervoll.“ Und wenn dann hiergeborene Deutsche, also eigentlich rechte, echte Amerikaner, wie auch ich einer bin, die ihre Bildung unter den bestehenden Verhältnissen oft nur mit „Ach“ und „Araß“ erhalten konnten, dennoch in die Harfe greifen und in deutscher Sprache singen, so ist das nicht nur, wie Direktor Trion mir schrieb: „Mut, der eine Antwortshärt auf Anerkennung haben sollte“, noch ist es nur eine Ehre fürs alte Vaterland, sondern es sollte für das hiesige Deutschum ein gewaltiger Sporn sein, deutsche Sitte,

deutsches Wesen und vor allem das deutsche Lied mit allen Kräften zu pflegen.

Seit etwas über einem Jahr wird in St. Louis, Mo., ein lyrisches Quartal-Heft „Der Sängerbote“ herausgegeben, an dem auch ich die Ehre habe mitzuwirken, und in dem eine große Schar von Sängern gar lieblich ihre Grüße erschallen lassen.

Wenn ich nun auf diese und jene aufmerksam zu machen trachte, so verbinde ich natürlich damit den Wunsch: Leset eure Dichter; lesst uns! Wenn wir heute — freilich, im Vergleich mit unsren deutschen Dichterfürsten, meistens nur Epigonen — unsere Produkte dem Volke anbieten, so möchten wir recht verstanden sein. Uns ist es nicht um Ruhm und Ehre, noch um Geld und Geldeswert zu tun. Nein, wonach wir darben im Leben, das könnt ihr uns schon jetzt, und zwar frei und umsonst geben. Ein wenig Wohlwollen, ein wenig Liebe, ja — ein Denkmal der Liebe in euren Herzen, das ist es, wonach uns verlangt. Denn wir möchten in euren Herzen und Seelen ein Licht schaffen und ein Feuer anzünden, das nie erlischt! Wenn ihr nur ein Lied von uns kennt und lieb gewinnt, so sind wir in unserer Dichtermühe, die im Grunde eine brotlose, aber dennoch eine seelenfrohe Kunst ist, reichlich belohnt. Also: du deutschamerikanisches Volk, kaufe dir die Werke deiner Dichter, lerne sie kennen, und indem du sie liesest, lerne sie achten und — lieben! Wo dies geschieht, da wird das Deutschtum Blüten und Früchte zeitigen, und mit dem Sinn für die edle hohe Gabe der Poesie wird alles das gedeihen, was mit dem Deutschtum gar eng verknüpft ist zum Wohl des Einzelnen und zum Wohl des Volkes.

Bild und Ueberschrift.

Der Schöpfer gab mir einen freien Willen,
Vermöge dessen ich mich frei bestimme.
Dies gilt für dieses und für jenes Leben,
Es ist mein Ultimatum.
Der Schöpfer selbst wird's anerkennen,
Wenn einst die Frage nach dem Wesen
Für ewig soll entschieden werden.
Und hätt' ich selber auch das Bild verdunkelt
Durch manchen Fehltritt, manche Sünde,
Und hätten Feinde es geschändet,
Wie man ein Kunstwerk frech zertrümmert,
So daß kein Mensch mehr deutlich lesen könnte,
Weß Geistes Kind ich einst gewesen, —
So wird die Flammenschrift des Geistes
Gott selber lesen und erklären:
Dies ist mein Bild und Ueberschrift!



Mein Paradies.

Ich wohn' in einem Paradies,
Und will drin wohnen bleiben.
Kein hauend' Schwert, kein wehrend' Spieß
Soll mich daraus vertreiben.

* * *

Das Leben trieb mich immerfort
Von einem Ort zum andern,
Und nie fand ich den Ruhesport, —
Mußt' wandern, immer wandern.
Dem Kindertraum, dem Jugendwahn
Mußt' ich gar bald entrinnen,
Man schob und trieb mich stets voran,
Durft' kaum mich recht besinnen.

Und wähnt' ich mich im Glückesport
Und wollt' das Glück ergreifen,
Traß mich das bittre, harte Wort:
Du mußt von dannen weichen! —
Zog's mich zum Himmel hoch empor,
Wollt' ich der Welt entfliehen,
Dann rief sie laut: Du bist ein Tor,
Herab wir dich doch ziehen!

Seß' ich mir vor ein hohes Ziel
Den Lorbeer zu gewinnen,
Verhöhnte man mein ernst' Gefühl
Und trieb mich fast von Sinnen.
Und wollt' ich mit der Liebe Macht
Die ganze Welt umfassen,
Da hat die Eifersucht gelacht,
Und sagt: Du wirst das lassen!

Und wenn ich noch so Schönes fann,
Und strebt' nach hohen Dingen,
Hört' ich auf meines Liedes Klang:
„Wir wollen nicht dein Singen!“ —
Ob es nun Freud' war oder Leid, —
An mir ging's nicht vorüber;
Das drückte mich in Traurigkeit
Und macht' mich trüb und trüber.

Doch eine Stund' von hohem Glück
Wieg't tausend auf in Leiden;
Drum seh' im Geiste ich zurück —
War's Beste doch — die Freuden.
So naht der letzte Abend her,
Legt sich auf Flur und Wiese —
Ich aber im Gedankenmeer
Bin in dem Paradies!

* * *

Erinnerung! Mein Paradies!
Draus soll mich niemand treiben;
Kein hauend' Schwert, noch wehrend' Spieß. —
Ich werd' drin wohnen bleiben! —



Es trieb mich wohl der Geist dazu.

War selber oft ganz überrascht,
Daz̄ mir ein Lied so leicht gelang,
Als wär es nur ein Kinderspiel;
Wenn ich nur röhrt der Saiten Strang,
Dann flossen Rhythmen rein und hell
Als wie ein Sturzbach aus dem Quell.

Ich suchte nicht nach einem Wort,
Es hat mich nicht die Form gequält,
Es kam von selbst wie Rosenduft;
Die Reime kamen ungezählt,
Es kam als eine heiße Flut
So warm und voll wie Herzens Blut.

Wie Strahlen aus dem Morgenrot
Durchbrechen jäh der Wolken Heer,
Wie Blitze zucken ohne Wahl,
Durchglühn die Nacht von ohngefähr —
So brach sich Bahn der frohe Kläng,
Der Liebe Lied, der Minne Sang.

Das perlte dann wie Morgentau
Im hellen lichten Frührotchein,
Der Seele Schwingen hoben mich
Bis in des Liedes Meer hinein.
Da war kein Halten, keine Ruh, —
Es trieb mich wohl der Geist dazu. —

Nachtlied.

Nein Sternlein will mit leuchten
Mit seinem hellem Schein,
Es will die müde Erde
Im Dunkeln schlafen ein.

Des Waldes Sänger schweigen
Und ruhen aus vom Flug,
Der Berge Kronen schwinden
Im grauen Nebelzug.

Der Bäume Wipfel wiegen
Und legen sich zur Ruh,
Im Tale singt die Quelle
Ihr murmelnd Lied dazu.

Es schwand in finstern Wolken
Des Mondes Silberstrahl,
In schwarze Nacht gehüllt
Hat rings sich Berg und Tal.

Doch über allen Schläfern
Ziehn durch die Lüfte sacht,
Viel tausend Liebesklänge
Wohl durch die dunkle Nacht.

Auch ich send' meine Grüße
Zu dir, mein Liebchen fein,
Du bist in Nacht und Nebel
Mein Licht, mein Sonnenschein!

Der süße Kindertraum.

Sag an, wann ist die schönste Zeit,
In der wir Menschen leben?
Ist's dann, wenn durch die Felder weit
Viel tausend Flocken schwieben?
Ist's, wenn wie ein entlaubter Baum
Des Alters Schnee dich deckt?
Ach nein, es ist der Kindheit Traum,
Der süß die Hoffnung weckt.

Des Lebens Herbst? Ist's dann nicht schön,
Wenn müd' die Sonn' erglänzet,
Wenn sie das Tal, die bunten Höh'n
Im Herbstesschmud umfränzet?
Gewiß, — doch will mein Glück ich schau'n,
Was war, das ist bedeckt,
Nein, gönne mir der Kindheit Traum,
Der süß die Hoffnung weckt.

Das süße Glück, der Liebe Macht,
Der Minne wonnig Glühen
Im Sommer lieben Menschen lacht,
Wenn tausend Rosen blühen.
Doch schöner noch im Herzensaum
Ist's, was ich aufgedeckt
Aus meinem süßen Kindheitstraum,
Als Hoffnungsglück geschmiedet.

Kaum weiß ich's mehr.

Kaum weiß ich's mehr, so lang ist's her,
Dass ich ein frohes Kind einst war,
Ich lachte froh den ganzen Tag,
Ich lachte fort bis in die Nacht,
Und Mutter hat dann mitgelacht,
Als ich in ihren Armen lag.
Vorbei, vorbei so manches Jahr.
So fern, so fern! Kaum weiß ich's mehr.

Kaum weiß ich's mehr, dass einst ein Knab'
Voll Lebensfreud' und Lust ich war,
Ich sang den lieben, langen Tag,
Ich sang und sang bis in die Nacht,
Und mitgesungen, mitgelacht
Hast du, und fern lag jede Plag'.
Es flog dahin so manches Jahr
Seit ich als Bursch gesungen hab'.

Kaum weiß ich's mehr, wie ich geliebt,
Als mir das Herz so wonnig war,
Ich träumte in dem Sonnenschein
Wie du an meiner Brust gelacht.
Dein Bild verfolgte mich bei Nacht
Bis in den tiefsten Traum hinein —
Das Glück — es war so wunderbar —
Doch heut' beug' ich mein Haupt betrübt.

Das hab' ich wohl im Traum gesehn,
Dass ich einst liebend, glücklich war,
Denn nunmehr bin ich aufgewacht
Und sing' und lache längst nicht mehr.
Verblüht mein Herz, so liebeleer,
Am Tage wie in dunkler Nacht;
Lieg' ich einst auf der Totenbahr',
Dann wirst auch du den Traum verstehn. —

Des Herbstes Küß.

Das dunkelbraune Laub
Der Herbst noch führt,
Eh' es im Staub verwelkt
Sein Schicksal führt.

Wie Zauber wirkt sein Küß
Auf jedem Blatt,
Es schillert bunt der Wald
Ganz farbensatt.

Kein Maler kennt die Kunst,
Die Farbenpracht
Mit leisem Hauche nur
Zu malen sucht.

Das tut des Herbstes Küß
Im Sonnenglanz.
Er drückt sein Lebewohl
Auf Blatt und Kranz. —



Gedanken.

Gedanken? ja, die hab' ich,
Sie schwirren hin und her,
Doch halt' ich sie verborgen,
Sag' dies und das nicht mehr.

Bis jetzt sind sie mein eigen
Und mir ein teures Gut,
Doch kleid' ich sie in Worte,
Sind sie aus meiner Hut.

Was würd' in fremden Händen
Aus ihnen wohl gemacht?
Dram denk' ich in der Stille
Und halte gute Wacht. —



Laß die Stürme brausen.

Unter den Stürmen des Lebens
Wachsen des Geistes Schwingen,
Sind auch bitter die Wehen,
Die die Seele durchdringen.

Sind dann die Wunden vernarbt,
Jäh von dem Sturm geschlagen,
Dann erst die Schwingen des Geistes
Dich bis zum Himmel tragen.

Drum laß die Stürme nur brausen,
Rauben nur leicht Gefieder,
Mächtige Schwingen des Geistes
Wachsen dir doppelt wieder. —



Von Dir, o Herr.

Von Dir, o Herr der eiv'gen Liebe,
Erfleh' ich eine Erdengunst:
Laß mir in meinen dunklen Leiden
Der Liebe heil'ge, sel'ge Kunst.

Tut mir der Menschen Feindschaft wehe,
Dann flieh' ich hin zu Dir, o Herr,
Der Du am Marterholz noch liebstest
Und batest für das Sünderheer.

Versetk' ich mich in Deine Leiden
Und Deine bitre Todesnot,
So lern auch ich die Feinde lieben
Wie Du, mein Herr, bis in den Tod.

Und sollt mein Sinn sich widersez'en
Und murren in der Leiden Qual,
Dann lenk mein Herz, daß es erflehe
Von Dir der Liebe Sonnenstrahl. —



Gottes Langmut.

Als es so finster ward auf meinem Wege,
Hast du mich, Herr, in Langmut doch getragen,
Und liegest mich im Unglück nicht verzagen,
Denn deine Hand zog mich auf deine Stege.

Wohl zog durch meines Herzens Glücksgehege
Ein herber Schmerz mit Gram und stillen Klagen,
Die ich aus eigner Kraft konnt nicht verjagen,
Da ward in mir der Geist der Liebe rege.

Und wie ein Strom, der sich hindurchgerungen,
Zog's mich zu dir, o Herr, und deinem Lichte,
Das nun mein sündig Wesen ganz durchdrungen.

Und steh' ich einst vor deinem Angesichte,
Wenn mir durch dich der letzte Kampf gelungen,
Dann gehst du auch mit mir nicht ins Gerichte. —



Wenn ich darf bitten.

Du hast in meinem Leben
Herr, mir so viel genommen,
Ich will mit Dir nicht hadern,
Es mußt' mir alles frommen.

Doch wenn ich eins darf bitten
Herr, laß mir nur die Gabe,
Zu teilen mit den Armsten,
Was ich von Dir noch habe.

Das ist allein die Liebe,
Des Lebens einz'ge Wonne,
Die laß mich gläubig üben,
O Jesu, Lebensonne. —



In schlafloser Nacht.

Im Westen schwand der Sonnenball,
Kein Strahl lacht mehr auf Flur und Feld —
Ins Dunkle sinkt die müde Welt.

Kein Vöglein singt mehr in dem Baum,
Der Kinder Lied ist leis verhallt,
Und schweigend finster steht der Wald.

Das ist die Nacht, die still sich naht
Und hüllet ein des Tages Leid
Mit ihrem sternbesätem Kleid.

O du, auf deinem Geisterroß,
Ich laß von deinem Bügel nicht,
Will mit dir schweifen durch zum Licht.

Du eilest durch den Himmelsdom,
Du reitest in das Morgenrot
Mit deines Geistesrosses Trott.

Mich Tagemüden heb' auf's Roß,
Schlag um mich deines Mantels Saum
Und laß mich ruhn in süßem Traum. —



Der Kampf am Meer.

Frühmorgens an dem Meeresstrand
Säß ich, und wollt' die Sonne sehn,
Wie sie, ein lichter Feuerbrand,
Wollt' aus der Meeresflut ersteh'n.

Wild woget auf das schwarze Meer,
Es braust und brandet schrecklich schön,
Wie's donnernd hallt vom Felsen her,
Aufwallt vom Strande mit Getön.

Doch könnt ich nur ein Dämmern sehn,
Das mit den wilden Wogen stritt
Und auf den Wogen wollte gehn,
Mit düstrem Schein vorübergliett.

Mir war's als könnt' aus dem Gebraus'
Niemals das Licht der Sonne gehn,
Als müßt' ein Retter dort hinaus. —
Den Retter wollt' ich gerne sehn.

Da brach der erste Strahl hervor
Und sprühte siegvoll seinen Schein,
Daz bald des Meeres wilder Chor
Sich wiegte in den Glanz hinein. —

Wo Dämmerung ist, da ist auch Licht.
Mit diesem Trost ging ich dann heim:
Was immer mich hinsicht anficht,
Es soll der Sieg im Licht nur sein.



Zum sechsten März.

Im Hause war es totenstill,
Denn Mutter war zum Tode frank,
Und draußen unterm Fenster saß
Ich tief betrübt auf einer Bank.

Der Vater kam mit feuchtem Aug'
Und sprach: mein Sohn, sprich ein Gebet
Für deine Mutter treu und lieb,
Eh' ihre Seel' zum Himmel geht.

Das hat mein kindlich Herz getan.
Dann schließt die Mutter selig ein,
Valet sagt sie der bösen Welt, —
Durch Christi Blut war sie nun rein.

Und heute ist ihr Todestag,
Der Tag, den ich noch nie vergaß,
Weil er mir nahm die Mutter lieb,
Als betend ich am Fenster saß. —



Die Felsenkanzel.

Hoch ragend steht die Felsenkanzel
Tief drunter im Missourital,
Nicht weit vom Seminar, dem alten,
Blinkt gülden in den Abendstrahl.

Nicht Menschenhand hat sie erbaut,
Es war der Schöpfer aller Welt,
Der sie auf lichten, hohen Felsen
Mit seiner Allmachthand gestellt.

Vom Wald geweiht in tiefer Stille
Strebt sie, ein Felsgebild, empor,
Und Abendnebel feucht nun legen
Auf Moos und Stein den Kanzelflor.

Auf dieser Felsenkanzel standen
Einst Männer, die sich Gott geweiht,
Und übten dort die Kunst der Rede
In stiller Waldeseinsamkeit.

Wer nicht den Fels der heil'gen Kirche
In Jesu Christo selber fand,
Der steht nicht auf der Felsenkanzel,
Auf der schon Petrus feste stand.

Nur wenige der alten Kämpfen
Stehn heute noch zum Kampf bereit,
Die einst auf jener Felsenkanzel
Sich im Gebet dem Herrn geweiht.

Drum haltet mir die Felsenkanzel
Tief drunter im Missourital
In Achtung als geweihte Stelle,
Geweiht von Dienern seiner Wahl. —

Laßt mich.

Ach, lasset mich nur immerhin
In meinen trüben Stunden
Den dunklen und den trüben Sinn
Bekunden.

Mag auch ein Herz gequält von Weh
Sich freu'n der Welt, der schönen?
Es wird wie ein gehecktes Reh
Nur stöhnen.

Drum zerrt mich nicht ins Sonnenlicht,
Laßt mich im Leidensnachen,
Wenn's Herz mir blutet kann ich nicht
Auch lachen. —



Fragt nicht warum.

Fragt mich nur nicht warum
Ich oft so traurig bin.
Ein Leid am Herzen naget
Und heimlich plaget
Mir meinen Sinn.

Wie war ich doch so froh
Als Kind auf Mutter schoß,
Ihr Lieben flocht mir Rosen
Wohl unter Rosen
Ins Glück so groß.

Als Jüngling tat die Welt
Sich auf mir wie im Flug,
Ich regte meine Schwingen
Recht hoch zu dringen
Im Glückeszug.

Doch heut bin ich gestürzt
Aus allem meinem Glück,
Muß über Trümmerhaufen
So traurig laufen
Im Tränenblick. —



Erst als der Liebe Glühen.

Mein Herz hat eine zarte Saite,
Die tief durch meine Seele zieht,
Doch liegt bis heut sie unberühret
Im Seelenschlummer ohne Lied.

Und rührten laut des Lebens Freuden
Wie Wogenenschlag im wilden Meer
Des Herzens unverstandne Tiefen,
Sie blieben stumm und klangesleer.

Auch nicht der Sehnsucht schnelle Flügel,
Die heben mich auf Glückeshöhn,
Versehen jene Sait' in Schwingen,
Und wär das Glück auch noch so schön.

Und als ich lag im Leidensstiegel,
Draus hang erklang der Seele Schrei,
Auch da fand ich noch keine Lieder,
Die Seele mir zu machen frei.

Erst als der Liebe zartes Glühen
Sich warm um meine Seele legt,
Da fing die Saite an zu klingen
Und sang das Lied, das mich bewegt. —



Der Wanderer.

Mir ist, als wär ein Fremdling nur,
Ein Wandrer ich auf fremder Flur,
Gelöset ist der Heimat Band,
Verwirkt ist auch der Liebe Spur.

Und wie ich schau das Tal entlang,
Da wird mir vor der Weite bang;
Die Berge stehn und schweigen nur,
Und vor mir liegt ein weiter Gang.

Wie sang ich einst so hell mein Lied,
Wie war so froh mein weich Gemüt,
Zum Liede zog es leis mich hin,
Wenn matt und still der Tag verschied.

Und legt der Abenddämmerschein
Sich glühend in das Tal hinein,
Und spielt mit dem Nebelstreif —
Dann hör ich dich am Felsgestein.

Dein leises Singen in der Nacht
Mich schier zum Sterben traurig macht,
Denn meine heiße, treue Lieb
Hast du am Felsen dort verlacht.

Betrübt zieh ich aus dieser Flur,
Und wandle still auf fremder Spur —
Hör' immer noch wie du gelacht —
Bin überall ein Fremdling nur.

Wer klärt solch dunkel Rätsel?

Ein Mägdelein ging im Walde, —
Es kam so weit daher
Und war nun müd' vom Wandern,
Seine Heimat war das Meer.
Es pflückt des Waldes Blume
Und weint so leis dabei,
Möcht wieder sein am Meere
Zu hören der Möve Schrei.

Doch wandern muß es, wandern,
Weiß selber nicht warum;
Still schweigend ruht's im Walde,
Und auch der Wald ist stumm.
Da hört es heimlich Rauschen —
Das ist des Waldes Quell,
Er rauscht und loßt so wonnig,
So klar, so silberhell.

In Moos am Waldesfaume
Legt sich die holde Maid,
Und bald ist sie entschlummert,
Vergessen all ihr Leid. —
Da kommt ein füchner Jäger,
Will trinken aus dem Quell;
Im Traum erhebt die Holde,
Rührt sich nicht von der Stell'.

Er rühret sacht die Locken,
Da ist sie schnell erwacht.
„Was tust du Süße, Holde,
Hier in der Waldesnacht?“
„Ich kam vom fernen Meere,
Bin wohl des Meeres Kind;
Hier rauschet nur die Quelle,
Im Walde nur der Wind.“

„Ich kam von Bergeshöhen,“
Des Jägers Stimm' erschallt,
„Und find' dich hier im Traume,
Am Quell, so tief im Wald?
Du bist's, die ich ersehnte,
Die mir im Sinne war,
Die mir im Herzen lebte
Schon manches, lange Jahr.“

Und horch, es rauscht die Quelle
Und murmelt leis darein:
„Wer klärt solch dunkel Rätsel
Und gibt die Deutung sein?
Auf gleichen Lebensbahnen,
Gezogen durch das Leid,
Gingen sie sich zu finden
Für alle Ewigkeit.“ —



Gestern und heute.

Noch gestern blühte dort die Rose
Und wehte ihren Duft mir zu,
Dann fuhr der Wind darüber hin,
Und ohne Pein ging sie zur Ruh.

Noch gestern flogen Schmetterlinge
So fröhlich auf der blum'gen Flur,
Dann starben schmerzlos sie dahin,
Weil abgelaufen ihre Uhr.

Noch gestern war mein Herz voll Liebe
Und froh im hellen Sonnenschein,
Dann trankte es und brach vom Schmerz
Und all der tiefen Seelenpein.

Noch gestern troßt' ich lühn dem Schicksal
Und fühlt' des Lebens frohen Schlag,
Doch heute mahnt der Tod mich schon,
Als läme bald der letzte Tag. —

Drum bitt' ich heut, ich möcht' wohl sterben
Wie Blume und wie Schmetterling,
So selig und ganz ohne Pein —
Als wie ein Schwan, derweil ich sing. —



Stumme Zeichen.

Könnt ich es nur mit Worten sagen,
Was meine Sinne nun bewegt,
Dann wär ich frei von allem Sagen,
Das mir das Leben auferlegt.

Doch treuer Liebe ist es eigen,
Wenn sie ein liebend Herz fand,
Dass sie bewahrt in heil'gem Schweigen
Was heimlich hält der Liebe Band.

Und heimlich weben stumme Zeichen,
Die aus dem Herz zum Herzen gehn —
Zur Liebesbotschaft sich ohn' Gleichen,
Und nur wer liebt; kann sie verstehn. —



Wie der Gedanke.

Nur eine Äster blüht noch still ergeben
Als letzter Schmuck, eh' Herbstes Wetterdröhnen
Auch sie verweht mit all dem traurig Schönen,
Das schmerzlos sterbend geht aus diesem Leben.

Nur ein Empfinden liegt in meinem Sinne,
Seh ich des Waldes Blätterschmuck hinfallen
Und sinnend träum' von jenem Liebeswallen,
Das in mein Herz sich stahl zur Zeit der Minne.

Ein dunkles Rätsel sind des Lebens Wege,
Wie der Gedanke, der mich nicht will lassen;
Mir ist, als wär' im Sterben er noch rege.

Dann wünsch ich wohl, daß nie ich wär' geboren;
Denn Tag und Nacht kann ich von ihm nicht lassen,
Dß du für mich auf immer bist verloren. —



Meine Sterne.

Wer wagt's die Sterne mein zu trüben,
Die mir in wonnesel'ger Lust
Wie lauter Sonnenschein nur lachen,
Da du einst lagst an meiner Brust?

Dein Augenpaar sind meine Sterne,
Sie leuchten mir im tiefsten Blau,
Sie leuchten klar wie tiefe Brunnen,
Wie Perlen aus der Seele Tau.

Und seh in deinem Aug' ich Tränen,
Herblinkend wie der Sterne Gold,
So küß ich sie im Drang der Liebe
Von deinen Augentümpern hold.

Drum warn' ich alle Menschenkinder:
Trübt nur mir meine Sterne nicht,
Nie möcht ich sie verdunkelt sehn,
Eh' nicht ihr Licht im Tode bricht.

Doch halt, ich möchte selbstvergessend
Im Zorne gar die Stern' ansehn,
Ich möchte selbst die Ursach werden,
Daz sie in Tränen fast vergehn.

Dann will ich dir zu Füßen fallen,
Will weinen still an deinem Schoß,
Mit feuchten Augen dich anflehen:
Oħl Lass mich sehn die Sterne bloß! —



Vorurteil.

Es ist schwer in unserer sensationellen Zeit über gewisse Gegenstände zu reden, ohne Zuhörer zu haben, die nicht mit einem längst abgerundeten Vorurteil anwesend sind. Wären dies nur Gegenstände oder offne Fragen der Zeit, der Politik oder der Gesellschaft, das Glück oder Unglück der Menschen betreffend, so hätte das weniger auf sich. Aber wenn man an die evangelische Predigt mit einem Vorurteil, das heißt, mit einer praktischen Auslegung, die nur in den Ideenkreis einzelner hineinpaßt und daher gedrückt und gequetscht wird, bis sie hineinpaßt, herantritt — so entweicht man Gottes Wort und greift die Grundlehren des Christentums auf die gefährlichste Weise an; so raubt man der Seele den Trank und die Speise, durch die sie alleine bestehen kann und setzt ihr statt dessen das armelige Linsengericht menschlichen Wahnes und Wißes vor, dran sie in Ewigkeit verhungern muß. Das ist der traurige Ausgang menschlichen Vorurteils, irriger vorhergesagter Meinung. Gott bewahre uns davor; er schenke uns vielmehr ein kindlich, gläubiges Gemüt. —





A CHRISTMAS RECOLLECTION

Hear the bell for Christmas chiming,
Ding, dong, dell,
Ding, dong, dell;
Rhythmical in tones reclining,
Ding, dong, dell,
Ding, dong, dell!

Melody of peace now bringing,
Ding, dong, dell,
Ding, dong, dell;
Up and down the valley ringing,
Ding, dong, dell,
Ding, dong, dell!

It is with fondness that I have for years called the Old Missouri Seminary "The Sacred Valley." And among the many things that seemed sacred to me was the little bell which hung in the belfry of the first building that was dedicated about 60 years ago. I cannot say just when it was placed there, but as long as I can remember it was there to toll and to ring on sad and joyous occasions.

That little white steeple on the main building was always admired by me. In summer it shone out in glittering white above the tall locust trees that surrounded the old stonehouse; in winter it could be seen from every part of the valley pointing silently heavenward; in early spring the homecoming swallows would skip and dash around it

and then build their nests in its lofty belfry; and in the mild sunshine of fall the wasp and the spider would find a home under its mossy shingles.

I could tell of woeful tales the little bell had to proclaim at times, but also of joyous ones. The merriest of all were when it rang in "The Holy Night." Oh, how I did love to hear the little bell ring on "Christmas Eve." It's long, long ago since I heard it, and to recall the sweet chiming of that bell in Christmas-time brings my heart and soul in a passionate longing for the happy days of my boyhood. Ah well, they are past and I will not relate anything pertaining to them for fear of growing too personal.

However, all this brings to my memory the Christmas-time of 1881. I shall not be too explicit for some good reasons. It was about two days before the 25th of December, when the first term of study in the Seminary had come to a close, and all the young men who had a home and friends prepared to leave the Seminary for a period of eight or ten days. Twenty-seven of the boys were to leave. This I know distinctly. The day of departure was a rainy day. Nothing in the weather seemed to indicate that Christmas was at hand.

Among the twenty-seven there prevailed great uneasiness of how we would make our way through the muddy roads to Washington, Mo. Whether to cross the hills or to march through the "Valley Road" was a matter of much discussion. Finally we agreed upon taking the hill road, which was much the shorter. The time for our departure was 10 P. M. The day previous one of the boys was sent to Washington to engage a boatman who was to meet us at the big Missouri River at 2 o'clock in the morning. There was no steam-ferry to take us across. All this was arranged in order to make connection with an early train in Washington for St. Louis, Mo.

The eventful evening came. We received the kind permission from the Director to have a luncheon at 9:30 P. M., because we were of the opinion that we sorely needed it. And maybe we did not! For we had to travel eight miles through woods and muddy roads. Of all the persons in the valley there was one, who was much troubled about this late lunch, and that was Mrs. Miche, the faithful house-keeper. She was at a loss to know what to prepare at such a late hour to satisfy the ever-prevailing appetite of a student.

She met me around the kitchen, where I frequently sought her kind assistance in giving aid to the stubborn work of my poor, dear stomach, in direct opposition to the will of the authorities. She said to me:

"What in the world will I give you all to eat? Cannot you tell me what to prepare? You always know so well what you like to eat. Now tell me. I have racked my brain all day, and here it is growing dark, and now, what am I to do?"

The dear old lady was right. I always knew what I was fond of, and do today. It, therefore, did not cause me much thinking; quickly I responded: "Give us Herring and Pellkartoffel." How she did laugh. The tears ran down her wrinkled cheeks. And then she said:

"Now, you are right. You shall have the menu."

And we, at least I, enjoyed the luncheon like a prince.

Lunch scarcely over, all were ready. Up the hill we marched in sections, two by two, four by four, and in the rear the big wagon filled with 27 satchels moved along slowly. I was one of the last. Before I reached the top of the hill—there, suddenly the strains of a mighty song rang down from the hill into the valley enshrouded in the darkness of night. Those already upon the hill were singing:

"Praise God from whom all blessings flow,
Praise Him all creatures here below,
Praise Him above, ye heavenly host,
Praise Father, Son and Holy Ghost."

Just then the little bell in the belfry below began to chime for evening service, and the sweet tones seemed to me to say:

Ding, dong, dell,
All is well.
Over valley and mount
I ring and foretell;
Listen to God's account—
Be saved from hell!
Ding, dong, dell,
All is well.

Well, onward we marched, searching our way through the dark and quiet forest with lanterns in hand. Every 200 yards apart one of the wanderers waved a lantern and yelled: "Oho, all right!" And the yell went from the farthest ahead back to the wagon slowly making its way through mud and mire.

Finally we reached the river. The boatman was there. The first nine were already in the boat crossing the mighty river. I was in the second boat. Never will I forget the sensation. As one after another stepped in with satchel in hand, the little skiff sank deeper into the water, and when the last one of the boys took his seat the water nipped in on the sides at the slightest movement. One of the boys was so terribly frightened that he cried to the boatman: "Please turn back. Please let me out. I am afraid. The boat will surely capsize and then—I—I—can't swim!"

Here two of the nine began to laugh and to make fun. But it was no fun. Their scoff and scorn was rebuked by us and then they hushed. Presently nothing was heard but

the splash and the dripping of water from the oars as they emerged from the swift waters after a strong pull in the hands of the oarsman.

However, we got across safely, thank God. A third time the man started over to get the third nine waiting. By that time a fog rose up out of the river and from minute to minute it grew denser, and we feared danger ahead for the safe crossing of the last nine. And so it was; the oarsman saw nothing on account of the heavy fog and lost his course to some extent, for it was a long time before we heard voices and the splash of the oars. But when they set their feet on shore we all rejoiced and praised the Lord.

We all are on a journey. To reach the banks of the stream of life must be our goal. Let Jesus pilot your ship of life. He never loses the right course. You are safe with Him. And, coming to the shore, you will be hailed by great multitudes who already have crossed. Then you will unite with the sanctified in singing that old and wonderful Christmas-Doxology: "Glory to God in the highest, and on earth peace, good will toward men."



THE ACORN.

Covered by the tender snow,
Deep and low,
Lay the acorn under ground,
Bearing life unseen, yet bound—
Will it ever sprout and grow
Bedded so?

In the fair and frosty bed,
Seeming dead,
Acorn sleeps in nature's lap,
Minds not sound nor earthly rap
Overhead.

Now she wakes, a sprouting germ,
Upward growing, quick and firm,
Casting off her mantel's shell—
Stately she will raise her head,
Sway her boughs above the dead,
In their bed.



MY JEWEL.

Not all were precious jewels
Which in the glistening sand
I found, cast there by billows
In colors gay and bland.

The shells were often empty,
Bereft of precious stone,
Then I was disappointed
And wept, yea, wept alone.

This passion for rare jewels
In waters deep and low,
And in life's tossing ocean,
Threw me in bitter woe.

And when my ship was stranded
On cliffs and rocks above,
I threw my anchor safely
Into the sea of love.

Here hope clung as my anchor
To rocks of faith so fast,
And thus I found my jewel
In love's deep sea at last.



I WISH I WERE A GARDENER.

I wish I were a gardener,
Devout to gardener's art,
Then all of love's sweet flowers
Should bloom in every heart.

Then I would dig and harrow
Deep into every soul,
Till I struck sacred bottom,
Where love would be my goal.

Though mortals are but human,
And souls oft hidden lie,
They will bud forth sweet blossoms
When love's dear hand is nigh.

Would that I were a gardener,
Devout to gardener's art,
I would not cease my labor
Till mine was every heart.



THE KING'S CROWN.

There is a crown of royal grace,
Of glorious jewels rare,
Which mortals after battle strife,
In robes triumphant wear.

It is the crown of King of Kings
Presented by Himself,
Which humbly we by grace accept,
Defying earthly pelf.

Then seek nought else but this King's crown,
It's glory may be thine;
By righteousness and faith alone
It on your head shall shine.



THE BRIDGE OF LIFE.

Thank God, the bridge of life is built,
'Tis spanned from shore to shore,
On pillars high from rock to rock
In spite of Satan's roar.

The Master Builder is our Lord,
He built in His love,
Its mighty span we cross in hope
And faith in Him above.

Let Satan rage and sin be vain,
We'll waver not in strife,
All enemies we shall defy,
And cross the bridge of life.



THUS I WOULD SING.

Vibrating softly in my soul
Life's keynote I should love to sound
I'd make it ring at my control;
Tho' I should strain my voice—
I'd sing my song today.

My song would be a cry of grief,
As cries the hart from pangs of thirst
And vainly panteth for relief;
Thus I would cry, lead me, O Lord,
To waters fresh, I pray.

However, Thy redeeming love,
Thy spirit of forgiveness, Lord,
Must come to me from Thee above
Before my song will ever be
More than a trumpet's bray.

Then I would sing with angel's tongue
A psalm of praise triumphantly,
I'd rival with Thy heavenly throng
To sound the keynote of Thy grace—
Thus I would sing today.



TRANSLATIONS.

Lead me gently back and forth,
Jesus Christ, my loving helper,
Let abide with me Thy love,
Lord, be Thou my shelter;
Where Thou art, need cannot be,
Where Thou reigneth—death must flee!

Suffer still, suffer still,
Zion, suffer under breath,
Suffer scornful tribulation,
But be faithful unto death!
See the crown and its salvation,
Zion, dost thou feel the serpent's sting?
Suffer still, suffer still!

Unfold Thy wings of love and grace,
O Jesus, whom my Lord I pride,
And gather in Thy straying child;
Let Satan's threats be lost in space,
Instead let angels sing divine:
This child shall be unharmed, 'tis mine!



DAISY AND STAR.

I see no daisies in the field,
 No birds in treetops singing,
But see one daisy and one star
 Still to their friendship clinging.
There is a semblance in the two
 Which is not changed by seasons,
But will survive them evermore—
 For which there are true reasons.



DO YOU KNOW?

My love, can you conceive
 How dear you are to me?
On my life's lonely plain
 The only flower I see;
In earth and heaven above
 The only shining star,
The cause of joy and tears—
 My life and death you are.

MY LAST SIGH.

O pray, my wild and disappointed heart,
 Why dost thou beat and throb?
Wilt thou not rest, forgetting pain and care
 And cease to moan and sob?

My hopes are lost like scents of roses sweet,
 Like withered blossoms fall,
O, all that once was bliss and joy to me
 Was but a dream, that's all.

The blossom fell, the thorn is left to me,
 The wound is bleeding still,
With woe and longing in my aching heart
 My days and nights I fill.

Alas, and wouldest thou offer me the sea
 And say: now drink and go,
And know 'tis sweet forgetting all and all—
 I'd say to you: no, no!

And were it all an inessential fraud
 And possibly a lie,
I feel with every breath I breathe and give,
 I'll love you till I die.

Then I will let my heart bleed unto death
 And seek a place to die,
My last will be a vow of love and care—
 And you will be the sigh!



I LOVE YOU.

I love you, my dear child,
Though I cannot explain,
When I saw you I said:
I'll love you not in vain.

I wish you were my own
That I might hug you, dear.
I'd fathom those brown eyes
And shield you from all fear.

Alas, this cannot be,
I yield in silent grief
And send you of my love
A token in relief.



CONSOLATION.

Through the clouds of fiery woe
All aglow
With pain and sorrow of my heart,
Light once more came to my soul,
Suffering beyond control,
Will it last, or will it go,
Shining so?

Light of love and hope abide,
Stay, O stay now at my side,
Do not hide
Thy face from me, but stay;
Shine in splendor all the way,
All along through life's rough tide,
Be my pride!

Now I'll try to weep no more
As before,
Defying doubt, distrust and fear,
Fidelity will be my staff
And peace of heart, all void of chaff;
Welcome love, as never before,
Goddess of yore!



O LET ME DREAM.

O let me dream of you tonight,
While slumber's golden chain has bound me,
Let all the pelf of day depart
And bring the gnomes of night around me.

They'll tie me down in Morpheus' arms,
And off I am on dreamland's highway,
Beyond the earth and her crude art
And all the care and frolic byplay.

Then Sable Goddess covers me
With furs so soft and wings of tremor,
Ablaze with myriads of stars
In silence deep, night's mystic tenor.

So let me dream of you tonight,
While I am bound by chains of slumber,
Until the sun will loosen them
With rays of light and without number.



LIFE'S DREAM.

Life is a dream, I know,
Which mortals dream, but weep
When dawning truth looms up
Preventing further sleep.

I also know that love
Rocks mortals fast asleep,
And blinds them not to see
The truth that they must weep.

Is love life's cradle then?
I'll sleep, I'll dream no more,
For truth unraveling all
Stands knocking at my door.

But ah, how sweet the dream!
Love's cradle rocked me well—
I dreamed I was in heaven
And never thought of hell.

Ah me, in spite of woe
And truth' unflinching eye,
I'll dream it all again—
I'll dream it till I die.



BUT NOT MY LOVE.

O list, my love, to the rustling winds,
How sad they sigh,
No bird is nigh
To sing a song to the dying day—
All birds and songs and days depart,
But not my love!

O look, my love, at the fading flowers
How pale they look,
Though near the brook,
So void of life and the smile of love—
All flowers and brooks and smiles depart,
But not my love!

Know then, my love, as the sun goes down
My day is done,
My race is run,
In smiles and tears and a lonely heart—
I'll let the world from me depart,
But not my love!



WHEN I AM GONE.

The day will come
When my still form is wrapt
In robes of death,
When thou art lone, and apt
To weep in secret grief
Beside my shrine,
Remember then, dear heart,
My heart and wealth of love
Were thine.

I now confess:
I was not always good,
However, weak,
Thy love was my soul's food,
And my deep love for thee
Was not a crime—
When I am gone, dear heart,
Forgive, and judge me just,
Divine.

I suffered much,
But every word and kiss
Received from thee
Were gleams of heaven and bliss
To my unhappy heart,
Indeed, a mine
Of fathomless import
To give my love and life
For thine.

In after years,
When I am dead to love,
When thou art loved,
By life's immortal throng,
Remember then, dear heart,
That I was thine;
Look through thy tears and know
My life and wealth of love
Were thine.

CONFIDE IN ME.

When night unfolds her wings
And flitting shadows brings,
When slumber's chain has bound me
With **dreams** of thee around me,
And visions bright and merrily,
Of future's thrilling ecstacy—
Then, **dreaming**, I entreat thee:
Confide in me!

But when from slumbers sweet,
Unable to repeat
All that I fancied sleeping,
I **wake** and fall to weeping,
While rays of sunshine merrily
Foretell of greater ecstacy—
Then, **waking**, I implore thee:
Confide in me!

Alas, for all the dreams
And tears and sunshine beams,
I long for something sweeter,
To pierce my heart still deeper,
'Tis thou, my love, so merrily,
To rock me in love's ecstacy—
Thus, **longing**, I beseech thee:
Confide in me!

My heart is great and true
As is the heaven blue,
I **vow** there is none stronger,
Enduring any longer
Than mine in loving verily
But thee, my love, with ecstacy—
Thus, **vowing**, love, Oh hear me:
Confide in me!

SUPPLICATION.*

O let me feel Thy holy presence,
Bend down Thy diadem,
I would but touch Thy shining garment,
Yea, touch Thy garment's hem.

Were I to seek a thousand helpers,
Not one could send me home
Redeemed from sin and cleansed in spirit,
But Jesus all alone!

Thy holy word I'll grasp in meekness
And to Thy robe I'll cling,
And pray Thee show me loving kindness,
Then of Thy grace I'll sing.

If thus, O Lord, Thou wouldest me pardon
As Thou has promised me,
I'll then confess with joy and frankness
That I did touch but Thee!

*Translated from the German "Saengerbote," Vol. 1,
No. 1, 1914.





Cadenza.

„Das abscheuliche Pianospiel, das unausstehliche Gecklumper, es macht mich noch ganz närrisch!“

So machte ich meinem Ärger Luft als schon wieder in angrenzender Wohnung neben mir gespielt wurde. So war es die ganze Woche hindurch gegangen; jeden Morgen, jeden Abend, immer genau nach dem Glockenschlag. Heute war es Samstag, und ich wollte meine Arbeiten für den Sonntag beenden. Welch eine Situation! Ich habe gewiß nichts gegen das Pianospiel einzutwenden, aber das war mir zu viel.

Es war Abend geworden und kühle Lüfte zogen durch mein Zimmer, da meinte ich mit doppeltem Eifer meiner Arbeit obliegen zu können, — da ging es neben mir schon wieder los! Und was wurde nicht alles gespielt? Volkslieder, Tänze, Opernmusik, Choräle, alte Liebeslieder, — und wer weiß was sonst noch. Wenn es nur nicht gar zu schwere Sachen waren, dann wurde munter drauf los gespielt. Und natürlich wurden die zwei Menschen dort an dem Piano nicht müde, ihr buntes Repertoire wieder und immer wieder durchzuspielen. Ich gestehe: ich wurde ganz erregt, ärgerlich, fast gehässig; in höchster Aufregung warf ich meine Bücher und Schreibsachen durcheinander und verließ in sehr verdrießlicher Stimmung das Haus.

Nicht wahr, lieber Leser, Sie hätten es ähnlich so gemacht? Da versuche einmal jemand zu schreiben oder irgendwelche geistige Arbeit zu verrichten, und wenn es auch nur ein Artikel wäre über das letzte Maifest der Stadt X. Y. Z. oder über

„Billy“ Sunday in Chicago, wenn es zum hundertstenmal herübertönt: „Freut euch des Lebens“ oder: „Michel, du mußt freien.“ In der Tat das Pianospiel der zwei Deutchen da drüben hatte mich „aus dem Häuschen gebracht!“

Ich durchzog die Straßen. Ich beschloß bei dem Wirt Erkundigung einzuziehen. Ich wollte wissen, wer die Pianodilettanten seien. Ich war fest entschlossen, entweder sie oder ich. Das konnte ich nicht länger dulden. Die Gelegenheit schien mir günstig. Heute noch wollte ich der Sache ein Ende machen.

„Zwei alte Leute sind es, Herr und Frau Marlitt,“ beehrte mich der Wirt, und fügte gleich erklärend hinzu: „Sie spielen doch aber recht nett? Nicht?“

„Das ist mir egal, aber sie müssen das tägliche, stundenlange Spielen aufgeben, oder die Wohnung verlassen.“

„Das wird sich aber nicht gut machen lassen, denn schon 25 Jahre wohnen sie bei mir.“

„Gut; dann ziehe ich eben aus.“

Das gefiel dem Wirt aber erst recht nicht. Endlich kamen wir überein, ich solle den alten Leuten es selber so gut es eben gehen wolle sagen, daß eine Veränderung eintreten müsse; des lieben Friedens wegen wären sie gebeten, das stundenlange Spielen aufzugeben. Zu ihnen wollte ich mich nicht wagen, aber bei der ersten, besten Gelegenheit, wollte ich es ihnen schon sagen. Ha, wie ich im Geheimen mich darauf freute! Als an diesem Abend auf die Minute das Klavier wieder ertönte, da hörte ich das Spiel mit grimmiger Genugtuung an. Denn mir war zu Mute, wie dem Habicht in den Lüsten, der, sich stolz wiegend, den Augenblick abwartet, in dem er sich mit gierigen Krallen seine Beute sichert. —

Da gingen sie vor mir her. Ja, so hatte ich sie mir nicht vorgestellt! Zwei stattliche Figuren! Sie gingen in den Park. Da wollte ich auch hin. Es war ein heißer Sonntag. Ich beobachtete sie und überlegte mir die Einleitung zu meiner Rede. Aber, als ich die zwei ehrwürdigen Gestalten sah — da

nahm meine Einleitung unwillkürlich eine andre Wendung, ja sie fiel mir plötzlich aus dem Sinn, und nun kam mir der humane Gedanke, ich dürfe um alles in der Welt das alte Paar nicht kränken. — —

„Bitte, wenn es gefällig ist,“ sagte Frau Marlitt, und rückte näher an ihren Mann heran, „hier ist noch ein wenig Raum auf der Bank.“

Ich konnte nicht anders als der freundlichen Stimme und den wohlwollenden Augen Folge leisten. Zunächst stellte ich mich vor, dann setzte ich mich neben Frau Marlitt auf die Bank. Nach einer Pause fing Frau Marlitt wieder an: „So, Sie sind also der Herr neben an; das freut mich aber doch sehr. Sieh, Karl, nun kennen wir doch unsern liebenswürdigen Nachbar.“

„Ja, ich habe Sie schon so oft zusammen spielen gehört, nicht?“ Da fiel mir Herr Marlitt in die Rede, der bisher geschwiegen hatte, und sagte in der liebenswürdigsten Weise: „Da haben Sie gewiß schon viel Liebes gehört?“ „Und gefallen wird es Ihnen auch haben,“ meinte die gute Frau, mich freudestrahlend ansehend, „wenn auch nicht alles so überaus gut war.“

Mir war der Wind aus den Segeln genommen. Ich hätte die Unhöflichkeit und die Verstocktheit in einer Person sein müssen, wenn ich nun noch hätte remonstrieren wollen. So saßen wir zusammen, und der beiden Leute Wesen zeigte sich nun in ihrer Redseligkeit ebenso wie in ihren Dilettanten-Konzerten. Bald kannte ich die Hauptzüge und Begebenheiten in der Lebensgeschichte der Beiden. Die Musik hatte sie zusammengeführt und auch zusammengehalten. Jeden Tag hatten sie zusammen gespielt, wenn es auch manchmal nur ein Stück war, das sie der Umstände wegen nur spielen konnten. Sie setzten es durch, daß hatten sie sich so an ihrem Hochzeitstage gelobt. Freilich, oft ging es etwas schwer. War so ein kleiner Sturm dagewesen und hatte ihre Herzen tief erschüttert, hatten

sie ein wenig gezankt — dann verblieb das Spiel am Mittag, aber nahte der stille Abend, dann machte sich Herr Marlitt am Notenpult zu tun, und endlich stellte er Luisens Lieblingsstück auf den Ständer. Wenn das gespielt war, sagte sie fast unter Tränen: „Nun noch dein Lieblingsstück!“

Und damals als ihr kleiner Richard gestorben war, da stellte der Vater auf den Ständer: „Es ist bestimmt in Gottes Rat“. Da bebten die Lippen und zitterten die Finger, und Tränen der tiefsten Trauer fielen auf die Tasten. Aber, so hatte die Musik alle Tage ihres Lebens begleitet und tröstend aus gefüllt. Sie war nicht nur die Macht, die sie zusammen geführt hatte, daß sie Mann und Frau wurden, sondern war auch die Macht, die ihre frohen und glücklichen Stunden erhöhte und heilige und den Engel der Trübsal, so oft er nahte, verschaukte. Die Leute waren bis ins hohe Alter ein glücklich, liebend Paar geblieben. — —

Bei mir waren alle bösen Gedanken verschwunden. Daheim angekommen setzte ich mich an mein offnes Fenster und sah den Abendwolken zu, wie sie immer dunklere Schatten über unsre alte Erde warfen, bis die Sonne endlich ganz verschwunden war. Da träumte ich nun und schalt mich einen Tor, daß ich fast ein altes, glückliches Menschenpaar sehr betrübt hätte. Mir war es nun unbegreiflich, daß ich mich überhaupt über das Dilettanten-Paar hatte ärgern können, ja, noch mehr, mir wollte die Stelle gar nicht aus dem Sinn kommen, wo die Rede ist von den „Feurigen Kohlen“. Denn das ist die Musik auch unter Umständen. Ich schämte mich, und es brannte mir in meinem Sinn. — —

Nach und nach aber verlor ich mich in den lieblichsten Träumen der Zukunft, und auf Flügeln des Traumes sah ich lauter Glück und holden Frieden. Die Vorwürfe des Gewissens verloren sich, und ich wünschte nur, daß ich auch so glücklich sein möchte wie die Marlitts. — — —

Da erschien der Wirt unten vor meinem Fenster und rief zu mir hinauf: „Morgen ist der Kündigungstag, mein Herr, wie steht's, wollen Sie noch umziehen?“

Da rief ich zu ihm hinunter: „Was geht das mich an? Bitte, bitte, ganz still — eben spielen sie Händels Largo, das ewig unsterbliche Largo.“ —



Das letzte Wort.

Was ist des Lebens letztes Wort?
Ein tief Geheimnis allen denen,
Die nie gebrannt in Liebesglut,
Die nie erfahren Liebessehnen;
Es schlummert wohl in jeder Brust,
Doch sind's nicht jene Irrlichtfunken,
Die neckisch dich ins Dunkel zieh'n.
O nein, wenn Seele sich in Seel' ergießet
Mit göttlich reinem Triebe,
Das Herz entzünd't ein heil'ges Glück,
Das ist dann lautre Herzensliebe. —



Gedichte von Friedrich Baltzer

Auszüge aus Urteilen der Presse und aus Privatbriefen über
meine Gedichtsammlung

„Der Friedensbote“ St. Louis, Mo. — Der im Synodalkreise
bekannte Verfasser bezeichnet diese Gedichte als „welke Blätter“. —
Nun, auch die welken Blätter haben ihren Reiz. Wir finden jedoch
manche frische Blätter, Früdisches und Himmelsches, und manches, das
auf trübe Erfahrungen im Leben hinweist.

„Frau Grete“ in der Frauenabteilung in der „Germania“: —
Das Buch ist es wert, daß sich ihm die Türen und Herzen öffnen.

„Die Abendschule“ St. Louis, Mo. — Innige, herzerquidende
Lieder sind hier zu einem schönen Strauß gesammelt. Jeder wird
diese schlichten, aber tiefempfundenen Lieder gerne lesen und erwägen.

„Volksblatt und Freiheitsfreund“ Pittsburgh, Pa. — Lieder,
wie „Das Wesen dieser Welt“ und „Ich liebte bis zum Unterliegen“,
rufen eine schlichte, innige Sprache, die zum Herzen dringt. Ohne
schwülstigen Wortprunk, ohne mystische Verfummernheit, sind die
Verse Baltzers von volkstümlich anheimelndem Wohllaut und Ge-
dankentiefe. Pittsburgh braucht sich dieses Dichters nicht zu schämen.

„Der Apologe“ Cincinnati, Ohio. — Die hier gebotene Ge-
dichtsammlung stammt von einem Geistlichen, der schon seit vielen
Jahren in den Kreisen seiner Kirche und weit über diese hinaus viele
Freunde und Verehrer hat. Solche, die ihn nicht persönlich kennen,
werden aber nicht weniger mit Nutzen und Segen diese Gedichte lesen.

Prof. F. G. G. Schmidt, University of Oregon: Ihre Gedichte
habe ich mit Interesse und Gefallen gelesen. Es sind stimmungsvolle
Lieder, die man immer wieder gerne lesen wird. Hoffentlich gelingt
es Ihnen in Ihren Musestunden Ihre Freunde aufs neue mit Blu-
mensträußen dieser Art zu überraschen, und ich bin überzeugt, daß
eine neue Sammlung ein ebenso warmes Gemüt verrät wie die erste.

Rev. Otto Engel im „Germania-Herold“. — Einem ferndeutschen Pfarrhause entstammt der Verfasser der Gedichtsammlung, welche uns heute zur Besprechung vorliegt. Friedrich Walzer ist ein direkter Sohn von Adolph Walzer, dem Begründer der Deutschen Ev. Synode von Nord Amerika. Den Kindern seiner Muße, darf eine gewisse Eleganz nicht abgesprochen werden, besonders wenn sie der Ausdruck eines tiefen Seelengrams sind. Dieser Schmerz ist jedoch kein Haßdern, kein Räsonieren mit dem Schicksal — er legt vielmehr Zeugnis ab von dem Seelenadel als Frucht der Religion des großen Dulders auf Golgatha. Gerade das ist der Vorteil dieser Gedichte — man fühlt den Schmerz, ohne daß er einem aufgedränt wird. Wir pflegen uns nicht in Superlativen auszudrücken, aber die gewähltesten Bezeichnungen wären in diesem Falle nicht deplaziert. Wenn ein Dichter es fertig bringt, in den Herzen seiner Leser eine Saite zu zupfen, die bei allen Menschen auf gleiche Weise vibriert, dann trägt er den oft falsch angewendeten Titel eines Dichters mit Recht und Ehren.

Rev. John Royal Harris, D. D., Pittsburgh, Pa.—You place me under very great obligations for the poems you have written. I have read all of them with the same pleasure given me in reading the old German masters of poesy. They are full of feeling, music, and good sense withal. The range of subjects is wide, but always near the heart. The short sentiments on pages 82 and 83 linger in the ear. In the preface Mr. Aldinger has well expressed my sentiments; though I think what you have done will live longer than imagined by either of you.

Rev. J. C. Hansen, Indianapolis, Ind. — Sind doch gerade die Lieder, die mit dem Blut, das von den Dornen tropft, geschrieben sind, uns die echtesten und liebsten — Schmerzenslieder.

Prof. E. Otto, Columbia, Ill. — Ihre Gedichte habe ich allesamt gelesen. Das Ansprechende darin ist die schlichte Wahrhaftigkeit, es ist Selbsterlebtes und Empfundenes, was darin zum Ausdruck kommt, und mancher wird es Ihnen nachempfinden können.

Prof. W. Baur, Eden Seminary, St. Louis, Mo. — Wir können einander als Menschen nichts besseres bieten als eben uns selbst, und das trifft bei Ihrem Büchlein in reichem Maße zu. Sie lassen den Leser an Ihrem Innenselben teilnehmen und wer da schonungslos kritisieren wollte, der würde sich selbst den Segen rauben. Ich bereue es nicht Ihr Büchlein gelesen zu haben.

Rev. Daniel Irion, D. D. Direktor, Elmhurst College. — Die Sammlung darf sich wohl sehen lassen, und das um so mehr, als der fromme und pietätvolle Ton, der durch alle die Lieder hindurch geht, immer angenehm berühren muß.

Rev. J. Gilbert, Ph. D. Ihre Gedichte sind echte, rechte Poesie, der Ausfluß eines wahren, geweihten Dichterherzens, und es wäre schade wenn sie nicht veröffentlicht worden wären.

Die Gedichtsammlung ist zu beziehen:

Im Selbstverlag: 6309 Broad Street, Pittsburgh, Pa.
Germania Publishing Co., Milwaukee, Wis.

Eden Publishing House, St. Louis, Mo. und Chicago, Ill.

Alle Exemplare vom Eden Pub. House bezogen werfen einen Gewinn ab für die Kirchbaufondskasse der Ev. S. B. N. A. Wer also dieser Kasse einen kleinen Gewinn zuweisen möchte, der bestelle im Eden Pub. House. Der Preis des Buches ist \$1.00.



PITTSBURGH, PA.





